
LINKSKURVE

2. Jahrgang / Nummer 2 / Februar 1930

EIN NEUES BLUTBAD**W. I. LENIN**

Wir leben scheinbar in einem Augenblick, wo der Kurs unserer Arbeiterbewegung wiederum mit unaufhaltsamer Kraft zu jenen verschärften Zusammenstößen führt, die der Regierung und den besitzenden Klassen so großen Schrecken einjagen und die Sozialisten mit Freude und Mut erfüllen. Ja, diese Zusammenstöße freuen uns und erfüllen uns mit neuem Mut, trotz der ungeheuren Zahl von Opfern, die die Repressalien fordern, denn durch ihren Widerstand liefert die Arbeiterklasse den Beweis, daß sie sich mit ihrer Lage nicht abgefunden hat, daß sie nicht Sklave bleiben und sich schweigend der Gewalt und Willkür unterordnen will. Die gegenwärtige Gesellschaftsordnung legt der Arbeiterklasse, immer und unvermeidlich, selbst beim friedlichsten Gang der Dinge, zahllose Opfer auf. Tausende und Zehntausende von Menschen, die ihr ganzes Leben lang arbeiten, um fremden Reichtum zu schaffen, sterben vor Hunger oder an ständiger Unterernährung, werden frühzeitig von Krankheiten hinweggerafft, die die Folge der unerträglichen Arbeitsbedingungen, der elenden Wohnungsverhältnisse, der mangelnden Erholung sind. Und hundertmal verdient den Namen eines Helden, wer es vorzieht, im offenen Kampfe gegen die Verteidiger und Beschützer dieser niederträchtigen Gesellschaftsordnung den Tod zu finden, als den langsamen Tod eines müden, abgehetzten und geduldigen Gauls zu sterben. Wir wollen damit durchaus nicht sagen, daß eine Schlägerei mit der Polizei die beste Form des Kampfes sei. Wir haben im Gegenteil die Arbeiter stets darauf hingewiesen, daß es in ihrem Interesse ist, den Kampf ruhiger und mit größerer Selbstbeherrschung zu führen, sich zu bemühen, jede Unzufriedenheit für die Unterstützung des organisierten Kampfes der revolutionären Partei auszunutzen. Aber die Hauptquelle, die die revolutionäre Sozialdemokratie nährt, ist gerade jener Geist des Protestes in den Arbeitermassen, der infolge der Unterdrückung und der Willkür, denen die Arbeiter ausgesetzt sind, von Zeit zu Zeit in verzweifelten Ausbrüchen zum Ausdruck kommen muß. Diese Ausbrüche wecken die breitesten Schichten der in Elend und Unwissenheit lebenden Arbeiter zu bewußtem Leben, verbreiten in ihnen den Geist des edlen Hasses gegen die Unterdrücker und die Feinde der Freiheit. Und darum zwingt uns die Nachricht von dem Blutbad, das z. B. am 7. Mai im Obuchow-Werk stattgefunden hat, auszurufen: „Der Aufstand der Arbeiter ist niedergeworfen, es lebe der Aufstand der Arbeiter!“

* * *

Die Arbeiter schlugen sich anscheinend mit dem Aufwand ihrer ganzen Kraft, denn zweimal gelang es ihnen, den Angriff der Polizei, der Gendarmen, der berittenen Polizei und der bewaffneten Wache des Betriebes zurückzuschlagen, und dies, obgleich die Arbeiter keine anderen Waffen hatten als Steine. Allerdings sind „einige Schüsse“ auch aus der Menge gefallen – wenn man dem Polizeibericht Glauben schenken soll –, aber niemand wurde durch diese Schüsse verwundet. Dagegen „hagelte“ es Steine, wobei die Arbeiter nicht nur einen zähen [2:] Widerstand leisteten, sondern auch Geistesgegenwart an den Tag legten, sich sofort sehr geschickt den Verhältnissen anpaßten und die beste Form des Kampfes wählten. Sie besetzten die benachbarten Höfe und überschütteten die zaristischen Baschi-Bosuks mit Steinen, die sie über die Zäune hinweg warfen, so daß sogar nach drei Salven, durch die ein Arbeiter (wirklich nur einer?) getötet und acht (?) verwundet wurden (einer starb am nächsten Tage), der Kampf trotz der Flucht der Menge noch fortgesetzt wurde und die herbeigeholten Kompanien des Omsker Infanterie-Regiments die benachbarten Höfe „von den Arbeitern säubern“ mußten.

Die Regierung hat gesiegt. Aber jeder solcher Sieg wird ihre endgültige Niederlage nur beschleunigen. Jede dem Volke gelieferte Schlacht wird die Zahl der empörten und kampfbereiten Arbeiter erhöhen, immer erfahrenere, besser bewaffnete, kühner vorgehende Führer an die Spitze der Arbeiter stellen. Nach welchem Plane die Führer vorzugehen bemüht sein müssen, darüber haben wir unsere Meinung wiederholt geäußert. Schon mehrfach haben wir auf die unbedingte Notwendigkeit einer starken revolutionären Organisation hingewiesen. Aber bei so wichtigen Ereignissen, wie die vom 7. Mai, darf auch folgendes nicht außer acht gelassen werden:

In letzter Zeit ist sehr viel davon die Rede gewesen, daß der Straßenkampf gegen die moderne Armee unmöglich und aussichtslos sei; besonders bestanden darauf jene „kritischen“ Neunmalweisen, die den alten Plunder bürgerlicher Gelehrsamkeit für neue Ereignisse der objektiven Wissenschaft ausgaben und dabei Engels' Worte entstellten, der, und zwar mit Vorbehalten, nur von einer zeitweiligen Taktik der deutschen Sozialdemokraten sprach. Wir sehen selbst an dem Beispiel eines einzelnen Zusammenstoßes, daß all dies Gerede vollständig sinnlos ist. Der Straßenkampf ist möglich, aussichtslos ist nicht die Lage der Kämpfer, sondern die Lage der Regierung, wenn sie es nicht mehr mit den Arbeitern eines Betriebes zu tun hat. Während des Zusammenstoßes am 7. Mai hatten die Arbeiter nichts als Steine, und sie werden sich natürlich durch das Verbot des Statthalters nicht hindern lassen, sich ein nächstes Mal mit anderen Waffen zu versehen. Die Arbeiter waren unvorbereitet und ihre Zahl belief sich nur auf Dreieinhalbtausend, und dennoch haben sie einige Hunderte berittener Polizisten, Gendarmen, Schutzleute und Infanterie zurückgeschlagen. Man denke nur daran, wie schwer es der Polizei gefallen ist, ein einziges Haus, das Haus Nr. 63 an der Schlüsselburger Chaussee, zu stürmen! Wird es ihr nun etwa leichtfallen, nicht zwei, drei Höfe und Häuser, sondern ganze Arbeiterviertel in Petersburg „von den Arbeitern zu säubern?“ Wird es, wenn es zum entscheidenden Kampf kommt, nicht notwendig sein, die Häuser und Höfe der Hauptstadt nicht nur von Arbeitern zu „säubern“, sondern auch von allen denjenigen, die das niederträchtige Blutbad vom 4. März nicht vergessen haben, die sich mit der Polizeiregierung nicht abgefunden haben, sondern nur eingeschüchtert sind und an die eigenen Kräfte noch nicht glauben?

Genossen! Gebt euch Mühe, die Namen aller am 7. Mai getöteten und verwundeten Arbeiter zu sammeln. Mögen alle Arbeiter der Hauptstadt ihr Andenken ehren und zu einem neuen, entscheidenden Kampf rüsten gegen die Polizeiregierung, für die Freiheit des Volkes!

„Iskra“ Nr. 5 Juni 1901.

*

[3:]

DIE RETTUNG

ERNST SCHNELLER

„Kommunisten treiben die Arbeiter auf die Straße!“ „Kommunisten brauchen Blut!“ „Blutbefehl Moskaus!“ „Kommunistisches Geheimdirektorium!“ „Kommunistischer Putsch am 12. Januar!“ „Großer kommunistischer Schlag am 1. Februar!“ „Todesopfer der kommunistischen Verbrecherpolitik!“ – in diesen und ähnlichen Tönen schwelgt täglich die bürgerliche und sozialdemokratische Presse, um vor der kommunistischen Bewegung graulich zu machen und um den Behörden eine Rechtfertigung ihres Vorgehens gegen die Arbeiterschaft zu geben.

Im Textilarbeiterort Hartmannsdorf bei Chemnitz demonstrieren Arbeiter, die wegen der Reduzierung der Löhne um 35 Prozent seit Wochen im Streik stehen. Die Polizei schießt. Fünf tote Arbeiter sind das Ergebnis.

In Worms, der „Luther-Stadt“, demonstrieren hungernde Erwerbslose. Die Polizei „erzielt“ viele Verwundete und mehrere Tote.

In Preußen wird der Belagerungszustand verhängt.

Die „Rote Fahne“, das Zentralorgan der KPD., wird mehrere Tage hintereinander beschlagnahmt. Die Polizei stellt in Aussicht, jeden Tag die Beschlagnahme durchzuführen, bis das Republikschutzgesetz die Möglichkeit bietet, die „Rote Fahne“ auf längere Zeit zu verbieten. Herr Grzesinski kündigt das Verbot der Kommunistischen Partei an.

Mit einem Wort: Unzufriedenheit, Empörung, Klassenkampf wird für die breite Masse der werktätigen Bevölkerung verboten.

Unzufrieden sein darf der Reichsverband der Industrie, empören darf sich Herr Hjalmar Schacht, Klassenkampf dürfen die Schlotbarone und Krautjunker, Regierung und Behörden samt dem ganzen Anhang von nationalsozialistischen Sturmabteilungen, wie von sozialdemokratischen Funktionären führen: gegen das arbeitende Volk, gegen die revolutionären Organisationen des Proletariats.

Diese Rettung des bestehenden Systems ist zu simpel, als daß sie von nachhaltigem Erfolg sein könnte. Immerhin haben wir in den letzten Jahren genügend Erfahrungen gesammelt, die uns mahnen, auf der Hut zu sein. Die herrschende Klasse versucht mit den Mitteln, wie sie von Pilsudski in Polen, von Horthy in Ungarn, von Mussolini in Italien erprobt wurden, die bestehende Ordnung in Deutschland zu sichern. Sie hofft zum mindesten das eine zu erreichen, die revolutionäre Opposition von breiteren Schichten des werktätigen Volkes, insbesondere auch von Intellektuellen, Schriftstellern und Wissenschaftlern zu isolieren. Wenn schon eine Katastrophe hereinbricht wie 1918 oder 1923, soll doch keine feste revolutionäre Bewegung die Autorität, die feste Führung der Millionenmassen haben. Selbst in dem Chaos, herausgewachsen aus den Widersprüchen des Kapitalismus, sollen die organisierten Stoßtrupps eines Diktators das System retten können. Wie Noske mit den Freikorps 1918/19, Severing und Watter mit den Zeitfreiwilligen im Ruhrkampf 1920, Geßler und Seeckt mit der Schwarzen Reichswehr 1923.

In der Hoffnungslosigkeit des Zusammenbrechens von Hunderttausenden von Existenzen: Arbeitslose ohne Aussicht auf Wiedereinstellung in die Betriebe, Gewerbetreibende und kleine Bauern durch Steuern erdrosselt, Angestellte und Beamte durch Rationalisierung auf [4:] die Straße gesetzt, Intellektuelle in den Bankrott hineingezogen – sollen sie an nichts anderes glauben als an die Gummiknüppel der Polizeisoldaten, an den Oberreichsanwalt mit den Paragraphen des Republikschutzgesetzes, an den Spardiktator Schacht, an den konkordatsfrommen Ministerpräsidenten Braun und den Retter Hindenburg. Jeder Gedanke an Empörung, an Revolution soll ausgelöscht werden. Die revolutionäre Tradition soll vollständig zerstört sein. Von der großen französischen Revolution, von den revolutionären Erschütterungen 1848, 1871, 1905, 1917 soll nur das übrig bleiben, was republikfromme Schulmeister, für die die Weimarer Verfassung der Inbegriff alles „Guten, Wahren und Schönen“ ist, für Schulbücher zusammenphantasieren. Karl Marx, der große Revolutionär, wird zum sozialempfindenden Minister degradiert. Der Bolschewismus wird zum Inbegriff aller Greuel. Die koloniale Revolution wird zum verbrecherischen Werk Moskaus.

Gleichgültigkeit, Passivität, Mittelmäßigkeit und Paragraphengläubigkeit, das sind die Tugenden, die die Republik von ihren Staatsbürgern verlangt, damit sie ungehemmt ihre Politik der Aushungerung, der faschistischen Unterdrückung und ihre Politik des neuen Krieges, des Krieges gegen die Sowjetunion, durchführen können.

Das eine müssen wir von vornherein in Betracht ziehen: es kommt der herrschenden Klasse nicht bloß darauf an, die revolutionäre Bewegung im Innern des Landes zu unterdrücken, sie schreit immer lauter und läßt schreien: Blutbefehl von Moskau! Moskau braucht Blutopfer! Moskau plant Putsche! – Die Sowjetunion soll als Störenfried gebrandmarkt werden. Die Sicherung des Weltfriedens, d. h. die Sicherung der Weltausbeutung durch den Kapitalismus kann nur garantiert werden durch Vernichtung der Sowjetunion. durch Ausrottung des Kommunismus im Weltmaßstabe.

Die Hetze gegen den Kommunismus, die Strangulierung der kommunistischen Bewegung, die Unterdrückung der kommunistischen Presse, die Einkerkelung kommunistischer Funktionäre, die Erschießung kommunistischer Arbeiter sind nicht eine Angelegenheit der KPD., sie richtet sich nicht nur gegen die unerschrockene Vorhut der Arbeiterschaft, sie gelten der Arbeiterbewegung überhaupt, soweit sie sich gebunden fühlt an das Klasseninteresse der Millionenmassen der Ausgeplünderten und nicht an das Interesse von dreihunderttausend besoldeten Funktionären, sie richtet sich gegen jede freiheitliche Bewegung. Und heute kann es keine freiheitliche Bewegung geben, die sich nicht unmittelbar an die revolutionäre Arbeiterbewegung wendet, die nicht die Losungen der proletarischen Revolution aufnimmt. Nur in diesem Zeichen kann Freiheit marschieren, d. h. Freiheit für die Millionenmassen des schaffenden Volkes, der schaffenden Völker, nicht aber die Freiheit für die besitzende Minderheit, nicht Freiheit für die Ausbeuter und das Heer der besoldeten Knechte des Systems und der Staatsparasiten.

Die Schläge, die gegen die revolutionäre Partei, gegen die KPD. geführt werden, sollen abschrecken, sollen jeden, der sich der Bewegung anschließt, als Verbrecher, als Schädling denunzieren. Man muß sich entscheiden. Wer stillschweigend duldet und hinnimmt, was Severing und Grzesinski, Molden-

hauer und Schacht, Duisberg, Thyssen, Wassermann und Goldschmidt, Wels und Leipart, Hörsing, [5:] Seldte und Hitler gegen die revolutionäre Bewegung durchführen, der wird selbst zum Kumpan dieser honetten Gesellen. Wer nicht Kumpan von Zörgiebel oder dem jetzigen Polizeiminister von Thüringen, Herrn Frick, sein will, der muß sich in die Reihen der demonstrierenden Arbeiter von Hartmannsdorf stellen, in die Reihen von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg.

*

HENRY BARBUSSE AN DIE „LINKSKURVE“

I

Miramar, den 24. Dezember 1929

Werte Genossen!

Soeben las ich in der Nummer 5 der „Linkskurve“ einen Artikel von Andor Gabor, der von mir redigierten Zeitschrift „Monde“ gewidmet ist. Es war mir außerordentlich peinlich, in dieser Zeitschrift, deren Redaktion Freunde zählt, die mir wertvoll sind und denen ich mich durch unsere Ideen als sehr nahe betrachte, Kritiken zu lesen, die mir absolut ungerecht erscheinen und die nach meiner Meinung eine vollkommen irrierte Einschätzung der Rolle und der Stellung des „Monde“ enthalten.

„Monde“ ist keine kommunistische Zeitschrift. Als ich sie begründete, habe ich das klipp und klar erklärt. Den Charakter, den ich der Zeitschrift geben wollte, habe ich nie verheimlicht. Der publizistische Versuch, den ich unternahm und um dessen willen ich meine Treue zum Kommunismus keineswegs verleugnen wollte, hatte folgendes Ziel: auf breiter Basis objektive Berichterstattung zu liefern, abgesehen von den Fragen der Parteikämpfe, d. h. die internationalen aktuellen Geschehnisse und Ideen in völliger Unparteilichkeit darzustellen, ohne vorgefaßte Meinung eines Parteimenschen, ohne Voreingenommenheit, um die Tatsachen selbst sprechen zu lassen. Ich glaubte in voller Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit, daß diese Methode notwendig ist, um die Geschehnisse, die Bewegungen und die gegenwärtigen Tendenzen richtig herauszugreifen, aus denen sich der beste und diskutabelste Standpunkt ohne Plädoyer und Anklagerede, sondern einfach kraft der Evidenz und Logik, ergeben würde.

Die Rundfrage, die wir unter dem Titel „Die Krise der sozialistischen Doktrin“ zu veröffentlichen begannen, kennzeichnet exakt diese Merkmale der Objektivität, die nach meiner Ansicht einzig und allein geeignet sind, die verschiedenen Anschauungen über diese Frage der Spaltung, die sich innerhalb der ehemaligen Einheitspartei vollzogen hat, aufzuzeigen und näher zu bestimmen. Wie jede Enquete, die keine Parodie und als solche nicht vollkommen unnütz ist, um die Frage vorwärts zu bringen, stellt sich auch unsere Enquete zusammen aus ausführlichen Antworten von Personen, die von der einen oder der anderen Seite, d. h. von Sozialdemokraten oder Kommunisten stammen. In der Bekanntmachung der Enquete waren wir bedacht, sowohl ihren Umfang als auch ihre Unparteilichkeit zu unterstreichen. Die ersten Antworten, die wir gebracht haben, stammen von Sozialdemokraten. Dann werden die Auseinandersetzungen der Gegenpartei folgen. Und die Schlußfolgerungen der Enquete werden sich von selbst ergeben, ohne daß wir für eine andere Sache eingetreten wären, als die Elemente einer freien Diskussion zu vertiefen. Meine Ansicht ist es – und ich nehme an, auch die eure –, daß die unerbittlich logische kommunistische Doktrin, angewandt auf alle Gesetze des Lebens, Auseinandersetzungen und Klärungen erfordert und nicht Lobgesänge und eine voreingekommene Propaganda.

In eurem Artikel macht ihr ebenfalls eine Anspielung auf einen Satz von Ernst Glaeser. Er scheint mir schwer, behaupten zu können, daß „Monde“ in diesem Falle durch die Feder Glaesers seine persönliche Ansicht äußert, [6:] da ja diese durch maßgebende Personen in Aufrufen oder prinzipiellen Artikeln ganz präzise und unzweideutig auseinandergesetzt wurde.

Ebenso lassen auch die redaktionellen Artikel des „Monde“, die große politische und ökonomische Ereignisse behandeln, keine Zweifel zu über die Schlußfolgerungen, zu denen uns unsere objektive Untersuchung führt und die keineswegs kompromißhafte oder verworrene Auffassungen sind.

Aber es ist ganz sicher, daß eine Zeitschrift, die nach dem vollkommen ehrlichen und an sich unangreifbaren Grundsatz des „Monde“ redigiert wird, nicht diese absolute Homogenität und vollkommen einheitliche Lehre aufweisen kann wie eine parteipropagandistische Zeitschrift. Es handelt sich hier um eine andere Form der Einwirkung auf die Öffentlichkeit. Ich glaube, daß sie bei der gegenwärtigen Sachlage für unsere revolutionäre Sache mehr als nützlich ist: sie ist unentbehrlich. Angesichts der Unkenntnis und der Feindseligkeit eines großen Teils der Öffentlichkeit berufen wir uns, soweit wir es können, auf die Wirklichkeit und die Logik; wir sind ja die einzigen, die einen Vorteil davon haben.

In Kameradschaft: Henri Barbusse

II

Wir können uns mit den Ausführungen des Genossen Barbusse nicht im mindesten einverstanden erklären, wir sind sogar der Meinung, daß sein Brief, von irrigem Voraussetzungen ausgehend und deshalb zu falschen Schlüssen gelangend, eigentlich die merkwürdige Theorie enthält, die den Grund zu der mehr als merkwürdigen Praxis des „Monde“ bildet. Hat man über „die Treue zum Kommunismus“ ähnliche Gedanken, dann wird man wohl keine andere Zeitschrift als eben den „Monde“ hervorbringen können. Genosse Barbusse sagt, daß er schon bei Gründung des „Monde“ klipp und klar erklärte, „Monde“ wolle keine kommunistische Zeitschrift sein. Gerade so klipp und ebenso klar müssen wir erklären, daß ein Kommunist, der seinen Kommunismus nicht verleugnen will, sich nicht zum Ziel setzen kann, „von den Fragen der Parteikämpfe abzusehen“. Ebenso wenig kann und darf er irgend etwas in dieser – kapitalistischen – Welt „in völliger Parteilosigkeit darstellen“, denn sonst kommen wir zur kühlen und objektiven Betrachtung des Messers, das uns die Kehle abschneidet, und des Bajonetts, das uns die Brust durchbohrt. Das tut der Kommunist nicht. Auch der Bourgeois tut es nicht, behauptet nur, es zu tun. Der Kommunist – auch wenn er eine nichtkommunistische Zeitschrift redigiert – hat Dringenderes zu tun, als auf die angebliche Objektivität der bürgerlichen Ideologie einzugehen. Er entlarvt diese „Objektivität“. Selbstverständlich von einem ganz bestimmten Standpunkt, vom Klassenstandpunkt seiner eigenen Klasse, des Proletariats, aus. Dieser Standpunkt muß aber eingenommen, sogar im voraus eingenommen werden, sonst steht man auf einer Basis, die, sei sie noch so breit und tatsachenreich, in der kapitalistischen Umwelt gegeben, d. h. die bürgerlich-kapitalistische ist. Es ist ein Irrtum, zu glauben – leider scheint es, hat Genosse Barbusse diesen Glauben gehabt –, daß der uns unumgänglich notwendige Klassenstandpunkt sich aus einer unmittelbaren Beobachtung und Schilderung „der Geschehnisse, der Bewegungen und der gegenwärtigen Tendenzen“ ohne weiteres „kraft der Evidenz und der Logik“ ergäbe. Nur die dialektisch-materialistische Methode des Marxismus, die wissenschaftliche Methode des kämpfenden Proletariats, schält aus dem Wirrwarr der Geschehnisse, Bewegungen und Tendenzen ihr wirklich Wesentliches heraus. Der sich da auf „Evidenz und Logik“ verläßt, der fährt schlecht und fährt auch seine Fahrgäste falsch, indem er sie in die bürgerliche Welt zurückfährt, aus der er sie doch herausführen wollte. Das alles scheinen abgeklapperte Weisheiten zu sein, sind es aber nicht, wie der Brief des Genossen Barbusse zeigt.

Wenn bei einer Rundfrage des „Monde“ ein Dutzend Sozialdemokraten verschiedener Couleur, die gar nicht so verschieden sind, wie es auf den ersten Blick erscheint, aufmarschieren, dann ergibt die landläufige Evidenz [7:] und Logik nur ein einziges Resultat, daß nämlich das Dutzend Sozialdemokraten in einem Dutzend von Arten ihren Sozialfaschismus empfehlen oder verteidigen werden. Es ist aber für uns unbegreiflich, wie das der vom Marxismus unbelastete Leser herausfinden soll, wenn der „Monde“ ihn vorübergehend – unvoreingenommen! – so informiert, daß diese Sozialfaschisten die besten Marxisten, d. h. die echtsten Sozialisten, also die richtigsten Revolutionäre sind?

„Am Grund der Dinge“ liegt, wenn man die Dinge mit der wirklichen Marxschen Methode durchdringt, die proletarische Revolution. Das ist unsere Meinung. „Monde“ aber läßt die Meinung zu, daß am Grund der Dinge ebenso gut der in Oesterreich jetzt aufgekommene Schober-Faschismus liegen könne, sonst würde er den Auch- und Austromarxisten Renner, den ehemaligen Bundeskanzler, gegenwärtigen Bundesgenossen des Arbeitermörders Schober, nicht folgendermaßen einleiten: „Der Leser, der bis zum Grund der Dinge vordringen will, findet bei Renner, ganz gleich ob er dessen Folgerungen annimmt oder ablehnt, eine Menge neuer Gedanken und fruchtbarer Anregungen. Insbe-

sondere findet er bei ihm die dialektische Methode, die Methode von Marx.“ Genosse Barbusse kann daraus ersehen, erstens ob „Monde“ wirklich so unvoreingenommen ist, wie er zu wünschen scheint; zweitens wohin diese angebliche Objektivität führt. „Monde“ ist voreingenommen. In diesem Falle für den Rennerismus, den er als den richtigen Marxismus anpreist. Und was in Wirklichkeit der Rennerismus ist, zeigen doch die letzten österreichischen „Ereignisse, Bewegungen und Tendenzen“; sie zeigen auch, was alles geschieht, wenn Kommunisten, weil sie eine nichtkommunistische Zeitschrift redigieren, „von den Fragen der Parteikämpfe absehen wollen“. Dann erblicken sie Marx hinter Renner, den Marx, der sagte, daß die Toten der proletarischen Aufstände im großen Herzen der Arbeiterklasse eingesargt sind, und übersehen den Polizisten Schober, den Schober, der in Wien am 15. Juli des Jahres 1927 hundert Tote für diese Sänge lieferte. Hier kann Genosse Barbusse auch die sogenannten „Schlußfolgerungen“ sehen, auf die es für ihn ankommt. Vom Klassenstandpunkt des Proletariats aus gesehen sind die Schlußfolgerungen des Rennerismus die hundert von Schober erschossenen Proleten und die von Renner geschobene Schoberei, die jetzt in Oesterreich das Proletariat würgt. Vom Klassenstandpunkt der Bourgeoisie aus ergibt der Rennerismus die Schlußfolgerung, daß der Schober-Faschismus ein Fortschritt des sozialistischen Gedankens sei. Das alles muß aber dem Leser, den ich für meinen Standpunkt gewinnen will, ebenso klipp und klar erklärt werden, wie der Genosse Barbusse bereits bei der Gründung „Mondes“ erklärte, daß er keine kommunistische Zeitschrift redigieren wolle. Genosse Barbusse spricht von „Klärung“ statt Lobgesängen. Er hält also die Klärung für notwendig. Versetze er sich in die Lage des Lesers von „Monde“, vor dem sich folgendes abspielt:

1. „Monde“ fordert den belgischen Kriegsaußenminister Emile Vandervelde zur Teilnahme an seiner Rundfrage auf.
2. E. Vandervelde kommt mit seinem Artikel und beginnt ihn so: „Sie bitten mich um Teilnahme an ihrer Rundfrage. Will das bedeuten, daß, trotz allem was uns trennt, Sie mich für einen Sozialisten und nicht für einen Sozialpatrioten, d. h. für einen Sozialverräter halten?“
3. „Monde“ antwortet mit keinem Sterbenswörtchen auf die offene und gerade Frage.
4. Vandervelde fährt also fort: „Wenn ja (wenn also „Monde“ ihn nicht für einen Sozialpatrioten, nicht für einen Sozialverräter hält), dann bezeuge ich, daß Sie mit Ihrer Auffassung sehr recht haben.“

Was soll da der Leser des „Monde“ meinen? „Kraft der Evidenz und Logik“ nur, daß Vandervelde kein Sozialpatriot, kein Sozialverräter ist. Wie soll er ersehen, daß den „Monde“ tatsächlich etwas von Vandervelde trennt?

Wir wünschen vom Genossen Barbusse nicht, daß er aus „Monde“ ein parteipolitisch-kommunistisches Organ macht. Eine revolutionäre Zeit-[8:]schrift wollte er aber redigieren. Doch ist heute in Frankreich ebenso wie in Deutschland nicht die bürgerliche, sondern die proletarische Revolution auf der Tagesordnung. Den Standpunkt dieser Revolution muß „Monde“ schon einnehmen, sonst ist es für ihn unmöglich, sie zu fördern. Daß sich daraus dann für den Leser auch parteipolitische Schlußfolgerungen ergeben, wird den Genossen Barbusse, den Verfasser des „Feuer“, wohl nicht erschrecken. Das große, weltüberhallende Wort in Barbusses Roman war das Wort: „Liebknecht!“

Und zwar ausgesprochen. Und nicht etwa verschwiegen. Nicht dem Leser überlassen, ob er auf das erlösende Wort von selbst kommen wird.

Andor Gabor

*

DIE URZELLE PROLETARISCHER LITERATUR

ERICH STEFFEN

Wir stellen diesen Artikel zur Diskussion.

Die Quellen der bürgerlichen Literaturproduktion sprudeln weiter, aber sie sind ohne Kraft. Im dialektischen Entwicklungsprozeß erwachsen jene neuen Urzellen einer eigenen proletarischen Literatur, in der sich nichts weiter widerspiegelt als der Befreiungskampf der unterdrückten Klasse selbst in seinen mannigfaltigsten Formen. Längst sind jene Irrtümer überwunden, als bekäme das Proletariat

seine Schriftsteller von irgendwo her, oder als würden sie aus dem bürgerlichen Lager kommen und sich der Revolution zur Verfügung stellen. Tausendmal falsch wäre es, zu glauben, daß der heroische Kampf der Arbeiterklasse solche Auswirkungen zeigen würde, daß die im bürgerlichen Lager stehenden Schriftsteller in helle Begeisterung geraten und ihre Feder und ihr Gehirn in den Dienst des Proletariats stellen würden. Die bürgerliche Gesellschaft hat keine eigene schöpferische Kraft mehr. Sie hat nur einen Apparat zur Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft und zur Ausnutzung der schöpferischen Kräfte des Proletariats. Bürgerliche Kunst wird produziert und angewendet, wie jeder andere Produktionsapparat, um Ware für den Markt zu erzeugen oder wie der Apparat der Bürokratie, der Polizei und der Kirche, zur Niederhaltung der Ausgebeuteten.

Nur das Proletariat selbst kann die Literatur schaffen, die es braucht. Nicht die einzelnen proletarischen Schriftsteller, die im Gleichtakt mit der Entwicklung leben und wirken, bedeuten die Lösung des Problems. Sie sind nur die Interpunktionen und der Beweis, daß die proletarische Literatur nicht „gemacht“ wird, sondern eine unmittelbare Auswirkung des Entwicklungsprozesses ist. Diese Kraft aber tritt an den Stätten der Produktion, an den Maschinen, in den Bergwerken, an den Webstühlen und überall dort in Erscheinung, wo die Klassengegner sich unmittelbar gegenüberstehen und aufeinanderprallen. Die Widerspiegelung dieser Ereignisse geschieht aber nicht von der hohen Warte herab, sondern unmittelbar vom Arbeiter selbst. Er braucht keinen Propagandisten, sondern agitiert und propagiert selbst. Er ist der Schöpfer einer eigenen Literatur, in der sich alles das widerspiegelt, was die Arbeiterklasse empfindet. Er braucht zu diesem Zweck keine dicken Bücher, er drehselt nicht an schön geformten Worten und er geniert sich nicht, seine Sprache niederzuschreiben. Was er aber ausdrückt, das wird tausendfach verstanden und wirkt aufreizender, anfeuernder, überzeugender als die halsbrecherischen Wortkunststücke berufsmäßiger Literaten.

So gibt es Zehntausende von Arbeitern, die die proletarische Literatur entwickeln, weil sie als Kämpfer nur allein über die schöpferische Kraft verfügen. Sie brauchen keinen Verleger, keine Ullstein- und Mosse-Gesellschaft und keine Reklame – sie sind Schriftsteller, Verleger, Drucker und Verkäufer in einer Person. Sie haben keine Rotationsmaschinen, sondern nur Wachsbogen und Rotaprintplatten. Sie verfügen über keine künstlerischen Klischees, sondern malen nach Feierabend mit dünnem Stahlgriffel, mit der von der Arbeit schweren Hand, Strich an Strich. Sie stolpern nicht über die [9:] Dudensche Rechtschreibung, und sie messen die Wirkung allein an ihrer praktischen Erfahrung. Die Betriebszeitung, ein Produkt des Klassenkampfes, ist zu gleicher Zeit Träger und Verbreiter der aufkeimenden proletarischen Literatur. Mehr als 700 Zeitungen gibt es in Deutschland. Immer neue entstehen; manche gehen zugrunde, um wiedergeboren zu werden. Viele stecken noch in den Anfängen, aber die große Mehrzahl bildet schon die breite Basis für eine ungehinderte Entwicklung. Zu Millionen Arbeitern spricht die Zeitung. Das Auditorium des proletarischen Schriftstellers, der an der Werkbank steht, ist tausendfach größer als es je ein bürgerlicher Literat haben kann. Die Wirkung noch viel ungeheurer. Da sehen wir den „Leuna-Prolet“, den „Leverkusener Farbenkumpel“, den „Agfa-Blitz“, die „Wasag-Hölle“ und viele mehr, die zu den Chemitarbeitern sprechen. Hier finden wir in der Sprache der Arbeiter auch die kleinsten Ereignisse wieder, die unmittelbar und direkt das Leben des Arbeiters beeinflussen: In den großen Werften, in den riesigen Fabriken der Textilindustrie, den „Opel-Arbeiter“, den „Siemens-Lautsprecher“, die „AEG.-Sirene“, die „rote Tram“ und so marschiert eine Zeitung neben der anderen auf. Wir finden nicht nur in jeder Zeitung die scharfe und klare Darstellung der Zerfallserscheinungen der bürgerlichen Gesellschaft, wir finden die Kritik und die Erfolge, finden Mahnung und Ruf zur Sammlung der proletarischen Kräfte. Das hunderttausendfache Echo freudiger Zustimmung, das überall zu finden ist, ist gleichzeitig Kritik und neue Entwicklungsphase. Der „unbekannte“ Arbeiter gibt die literarische Gestaltung; er entlarvt mit dieser Waffe seinen Feind und trifft ihn an der entscheidendsten Stelle.

Proletarische Literatur ist eine Waffe. Sie ist vom Proletariat nicht als etwas geschaffen worden, was außerhalb der gesellschaftlichen Vorgänge steht, sondern in und aus dem Kampf, zu seiner Unterstützung geboren. Da liegt die Urzelle proletarischer Literatur. Ihre Entwicklung hängt unlösbar mit den Bedingungen des Klassenkampfes zusammen. Wir brauchen keine proletarische Literatur zu konstruieren, wir haben sie; wir müssen nur begreifen, daß es notwendig ist, sie dort zu suchen, wo die

Produktivkräfte sind, und müssen lernen, sie zu sehen und sie nicht durch die bürgerliche Brille suchen oder gestalten zu wollen. Die proletarische-revolutionäre Literatur kann nur so sein, wie der Kampf der Arbeiterklasse ist; sie kann nur getragen werden von dem, der der Träger des Befreiungskampfes des Proletariats ist, sie wird täglich geschaffen vom Proletariat selber.

*

SEVERINGS WAFFENSTILLSTAND

HANS MARCHWITZA

Wir bringen hier die erschütternde Schlußszene aus dem eben beendeten großen Ruhrroman unseres Genossen Hans Marchwitza „Sturm auf Essen“. Das Bruchstück spricht für sich und für das ganze Werk, das hart und mächtig ist, wie die Zeit war, die es zum ewigen Denkmal der revolutionären Kumpels in steinerne Gestalten meißelt.

„Komm her!“ winkte er dem Zugführer. Dieser warf sich ebenfalls zu Boden und kroch neben Murr: „Was hast du denn?“

„Die Noskiten patrouillieren den Wald ab!“

„Was nu?“

„Sie knallen uns über den Haufen, wenn sie uns hier erwischen!“

Plötzlich gerann ihnen das Blut in den Adern. Ein Schußwechsel knallte durch den Wald. Dann erhob sich gellendes Geschrei. Vorsichtig erhoben beide die Köpfe, um die Ursache festzustellen. Sie erblickten in kurzer Entfernung einen Trupp Soldaten, die einen schreienden Arbeiter vor sich hertrieben.

[10:] „Willst du die Hände hochhalten, du rote Sau!“ Schläge fielen. Dann krachten Gewehrkolben herab. Der Mann sank ins Gestrüpp.

Dreimal mußten Murr und Franz umkehren und einen Bogen kriechen. Ueberall wimmelten Reichswehrpatrouillen. Endlich blinkten durch die Büsche die Fenster eines Waldkottens. Daneben stand ein Holzschuppen.

„Wenn wir den erreichen, ist vielleicht eine Rettung noch möglich.“ Sie krochen vorsichtig zu dem Schuppen. Endlich lagen sie davor.

„Wenn wir vorne herumgehen, sieht uns der Bauer oder sonst jemand!“

„Wir müssen ein paar Bretter lösen!“

Mit vereinter Kraft bogen sie die Bretter auseinander, lösten sie unten aus den Nägeln. Diese kreischten ein wenig. Furchtsam horchten die Männer nach dem Hofe hin.

„Los, kriech hinein!“ trieb Murr und folgte dem verschwindenden Zugführer nach. Es war eine Scheune. Sie mußten sich erst in dem Halbdunkel orientieren, dann wühlten sie sich durch den Strohvorrat durch.

„Vorläufig gerettet!“ sagte Franz Kreuzat.

Plötzlich schreckte sie ein greller Weiberschrei.

Im Vorwärtstasten hatten sie nicht die Frau bemerkt, die Stroh bündelte und bei dem Geräusch aufhorchte. Als Franz halblaut sprach, fing die Frau an zu schreien: „Herr Jesus, Hilfe! Diebe!“

„Fertig!“ sagte Murr hoffnungslos.

„Das dumme Weib brüllt uns die Reichswehr auf den Hals!“ erwiderte Franz.

Sie sahen ihre Gewehre nach. Während sie im Walde herumkrochen, hatten sie den größten Teil ihrer Munition verloren.

Murr schlich zur halbgeöffneten Tür. Im Hofe erschien ein vierschrötiger Bauer und fragte die zitternde Frau aus.

„Leute“, rief Murr, „Leute, wir stehlen euch nichts, wir sind nur Verfolgte!“

„Da!“ schrie wieder die Bäuerin und zeigte nach der Scheune. „Ruf die Soldaten!“

„Nu warte doch!“ widersprach der Bauer.

Murr versuchte noch einmal eine Verständigung. „Leute, seid still, ihr hetzt uns die Reichswehr her, die uns totschießt! Habt doch Vernunft!“

„Nu warte doch!“, schob der Bauer die jammernde Frau beiseite und näherte sich der Scheune.

„Murr, die Soldaten!“

Auch der Bauer stutzte und sah verlegen der Patrouille entgegen.

„Was haben Sie?“ fragte der Uniformierte, der vorankam.

Der Bauer zögerte, doch die Bäuerin wies nach der Scheune: „Dort haben sich welche eingeschlichen!“

Der Chargierte ließ einen Pfiff hören. Er wandte sich zu den Soldaten: „Los, holt sie mal vor!“

„Kein Versuch, die Scheune zu betreten!“ schrie ihnen Murr entgegen, „wir schießen!“

Die Reichswehrleute verschwanden in Deckung. Auch der Führer.

„Vorwärts, räuchert sie aus!“ hörten die Flüchtlinge rufen.

[11:] „Nu, stecken Sie mir nicht die Scheune in Flammen!“ jammerte da die Bäuerin.

„Halt die Fresse!“ fuhr sie der Führer an. „Marsch, ins Haus!“

Die Frau lief jammernd davon: „Gott o Gott!“

Der Bauer zögerte: „Nicht mit Handgranaten, ich bin nicht versichert.“

„Ins Haus, vorwärts!“

Ein Stoß traf den Bauer. Ein Noskit machte eine Handgranate los. Aus der Scheune flammte ein Schuß. Der mit der Handgranate schlug zu Boden. Ein zweiter Schuß krachte. Die zwei Soldaten warfen ihre Gewehre fort und liefen hinters Haus. Im Augenblick war der Hof leer.

„Feiglinge, verfluchte, schießt doch!“, fluchte der Führer, der sich ebenfalls hinter dem Hause verkrochen hatte.

„Der Schuppen steckt voll Spartakisten!“, sagte ein Soldat.

„Schießt nicht die Hose voll, los, draufgehalten!“

Franz Kreuzat fühlte sich nicht mehr müde. Er brachte sein Gewehr in Ordnung und suchte sich eine Stelle aus, von der aus er den Hof übersehen konnte.

Einer der Noskes entschloß sich, schoß. Die Kugel ging zu hoch, durchschlug das Dach, riß Holzsplinter mit sich.

Franz Kreuzat paßte gut auf. Er legte seine Waffe auf die Hausecke an, wo sich das breite Gesicht des Führers zeigte. Die Kugel riß einen Fetzen Mauerwerk ab.

„Schade!“, sagte Franz. „Eine Handbreit links, ich hätte die Fresse bestimmt getroffen!“

„Los, ein MG. geholt!“, hörte er den Kerl schreien. „Holt eure Knarren, ihr Arschlöcher! Vor einem Schreckschuß fortgeschmissen, was? ...“

Der Führer tobte. Die Noskes saßen alle hinter dem Hause. Sobald sich einer zeigte, schoß Murr oder Kreuzat. Es entstand eine kurze Pause. Der Führer schimpfte. Die Soldaten widersprachen. Murr winkte Franz zu sich. „Was tun wir?“

„Wir lassen sie nicht rankommen!“

„Gegen das MG. richten wir nichts aus!“

„Die Bande ist feige, sie konnten uns mit Handgranaten erledigen!“

„Sobald sie sich stark fühlen, tun sie es!“, sagte Murr. „Versuchen wir, hier rauszukommen, ehe es brenzlicher wird!“

Auf dem Hofe hatte sich noch nichts verändert. Die Noskes kamen nicht vor.

„Raus!“, entschloß sich Murr. Sie arbeiteten sich vorsichtig nach der Hinterwand, schoben die Bretter auseinander, horchten nach dem Haus hin und krochen ins Freie.

„Fort, in den Wald!“ Tief geduckt, jede Deckung benutzt, krochen sie lautlos durch das lichte Buschwerk, bis sie die Halbdämmerung des Waldes vor Sicht schützte.

Päng, fiel auf der Hofseite ein Schuß. Päng ... päng ..., drei, vier Schüsse.

„Bemerkt?“

Päng ..., päng ..., knallten immer mehr Schüsse. Brettsplitter flogen in der Luft herum.

„Sie beschießen die Scheune!“

[12:] „Laß sie funken!“, lachte Murr. „Nun aber ab!“

Die Nachtschatten senkten sich tiefer über die Bäume. Kalter Wind warf die Baumkronen hin und her. Klappernd stürzten trockene Zweige zu Boden. Die Flüchtlinge brauchten nicht mehr so behutsam aufzutreten, paßten jedoch scharf auf, um nicht auf Noskiten zu stoßen.

Hinter ihnen krachten in Abständen die Schüsse. Die Soldaten beschossen hartnäckig die Scheune.

„Du siehst, wie blöde die Hunde sind,“ lachte Murr gedämpft, „die pulvern noch immer rin!“

Franz Kreuzat war wie verwandelt. Die Todesgefahr, in der sie noch vor Minuten schwebten, hatte ihn aufgerüttelt.

„Ich hab wieder Lust am Leben gekriegt“, sagte er. „Es stirbt sich verdammt nicht so leicht!“

„Erst recht nicht unter den Kolben der Noskes!“

Es wurde finsterer. Der Wind stärker. Nach einer Stunde Herumirrens blieb Franz Kreuzat stehen.

„Schienen!“

„Der Bahndamm!“, stellte Murr fest. Die eisernen Schienenschlangen spiegelten sich in dem auftauchenden Mond. Der Wind hatte die schwarzen Wolkensäcke vertrieben. Es wurde ein wenig heller. Murr erforschte, auf dem Bahndamm liegend, die Strecke. Links, ganz weit, blinken Lichter.

„Das ist mindestens Wesel!“

„Dann müssen wir uns rechter Hand halten.“

„Los, immer dem Gleis nach, so haben wir Richtung nach Dorsten.“

„Wenn wir keinem Noskiten in die Fresse laufen!“

Die Freude war ein wenig gedämpft. Sie befanden sich noch mitten in der Gefahr drin. Der Wald lichtete sich, und vor ihren Augen lag breit das offene Ackerland. Etwas unsicher beschritten sie es. Rechts und links zitterten winzige Lichter.

„Häuser!“

Murr dachte an das Bauernhaus zurück, wo sie nur durch Zufall dem Tode entkommen waren.

„Und wenn wir Noskes begegnen?“

„Wenn es nicht ganze Abteilungen sind, dann wehren wir uns!“

Hinter einem Strauch besprachen sie sich. Murr machte mit seinem breiten Rücken und der harten Stimme den Eindruck eines Landarbeiters. Der ging vor, um im Falle einer Begegnung mit Reichswehrsoldaten sich als einen solchen auszugeben. Damit ihn das Gewehr nicht verraten sollte, ließ er es in einer Vertiefung am Bahndamm zurück. Nahm dafür ein starkes Aststück, das er ein wenig mit dem Taschenmesser bearbeitet hatte.

Franz Kreuzat folgte hinterher, das Gewehr, mit der Mündung nach unten, an die rechte Körperseite gepreßt. Nebel stiegen auf. Sie konnten nicht weit nach vorn sehen, verließen sich darum mehr auf ihr Gehör.

„Wenn wir einen Posten treffen, dann hau ich zu!“, hatte Murr gesagt. „Schnappen lassen gibt’s nicht!“

„Nein!“

„Nein!“

[13:] Franz Kreuzat biß die Zähne aufeinander. Sein Herz schlug hörbar, und die Aufregung trieb ihm das Blut zum Kopf. Jetzt mußte die Entscheidung fallen. Hatten die Noskes Stellungen bezogen, dann stand es nicht gut um ihr Durchkommen, denn dann mußten sie bestimmt bemerkt und angehalten werden. Und daß sich vor ihnen eine Postenkette befand, bewiesen Schüsse, die zeitweilig gewechselt wurden.

„Halt! ... Wer da! ...“

Murr stapfte weiter, ohne einen Moment zu zögern. Franz quoll die Kehle zu. Er verlangsamte nach Verabredung seine Schritte.

„Wer da!! ...“

„Ich muß nach Dorsten!“, sagte Murr brummend.

„Gibt’s nicht! Drüben über die Straße liegen die Roten!“

„Der Deuwel hol sie, wann kriegt man davor Ruhe?“

„Geh am Tage hin, wenn du was zu besorgen hast, hier kriegste eins gebrannt! Morgen haben wir die Spartakisten rausgehauen!“

„Morgen ...“ Murr sagte das ärgerlich und trat auf den Soldaten zu: „Geht es denn wirklich nicht?“

„Nein, hier ist es gesperrt!“

Franz Kreuzat hörte ein Krachen und einen ächzenden Laut. Gleich darauf Murrs erregte Stimme: „Rasch Franz, komm!“

„Beine raus und die Augen auf, draufgehauen und -geschossen, was uns in die Quere kommt!“ Er hatte dem betäubten Noskiten das Gewehr entrissen und jagte über den Acker. Franz stolperte hinter ihm her. Der Soldat kam zu sich und fing zu schreien an: „Spartakisten! Spartakisten!“ Schüsse krachten. Mitten im Kugelregen ging die Jagd auf Leben und Tod. Auch vor den Flüchtlingen blitzten Stichflammen.

„Das sind Unsere! Vorwärts, Franz!“

Ein Maschinengewehr im Rücken: tack-tack-tack-tack!

„Hinlegen!“

„Weiter!“, schrie Murr.

Ein Schlag in die linke Rückenseite warf ihn zwischen die Schollen. Franz versuchte ihn mitzuzerren. Murr brach stöhnend zusammen.

„Lauf ... Franz, ich haben ... eins weg!“

„Komm! ...“ Franz Kreusat riß ihn mit aller Kraft auf, rüttelte ihn, bat: „Um Himmelswillen, was ist denn? Komm mit ... hörst du!“

Murr fiel wieder wie ein Klotz um. Aechzte: „Aus! – – –“ Franz warf sich neben ihm hin. Seine Hände wurden naß, klebrig. Sie hatten ins Blut gegriffen.

„Was ist dir?“

„Lauf ... Franz ... ich ...“ Murr streckte sich. Geschrei und Schüsse scheuchten Franz Kreusat auf. Mit langen Sätzen sprang er über den Acker.

„Halt! Halt, stehen bleiben!“

Halb ohnmächtig stürzte der Flüchtling in eine Gruppe Arbeiter und schlug zu Boden. Die ihn umstanden und fragten, entfernten [14:] sich, wurden riesenhafte Schatten, kreisten und summten. Franz sank in einen Abgrund, tief, tiefer, von einem rauschenden Strudel erfaßt, der ihn hinabquirlte und wieder emporspuckte. Die Schatten verdichteten sich wieder zu Gestalten, rückten heran, näher, immer näher. Das Summen wurde zu Worten, zu Fragen. Und er begriff unklar, daß er bei den Genossen war. Im Kampf lager der Spartakisten.

*

DER ALTE TRAMBAHNER

VICTOR BAUER

Zehntausende Kilometer hat er zurückgelegt,
nach Prärien hätte er fahren können,
nach Inseln, wo Blumen um Palmen sich ranken,
aber:
er mußte dem lieben Gott danken
für den täglichen Fraß
und den Herren von der Direktion.
Für 27 Mark fufzich Wochenlohn
verpendelte er sein Leben
zwischen der Stadt und Vorstadt,
10 Jahre,
20 Jahre,
30 Jahre,
40 Jahre;
seine Haare
wurden schlohig
wie der gesprungene Lack auf den Bänken,
und die Zwickzange wurde ein Teil seiner Hand,
und seine Träume
mußte er nach der Trillerpfeife lenken.
Einmal,
da hat er schon gemeint:
jetzt beginnt ein neues Leben!
Als Soldaten mit roten Kokarden
die Schienen aufrissen
und Minenwerfer auf den Barrikaden standen,
als der Sturm begann:
da wehte der Föhn
den Geruch der südlichen Meere
über die entfesselte Stadt
ins Tacken der Maschinengewehre.
Aber das Land der Freiheit ist wieder versunken.
Sie waren nicht hart genug und zu schwach ...

Polizei raste durch die Straße ...
und sein Mund
ruft jetzt 46mal am Tag
den Namen der Gasse,
die auch seines Buben Blut getrunken hat.

*

[15:]

Neue Bücher

Molotow, Der Aufbau des Sozialismus und die Wachstumsschwierigkeiten.
Verlag Carl Hoym, Hamburg, 85 S. Die kapitalistische Anarchie vermag das wirtschaftliche Chaos nicht zu beseitigen; das kann nur der sozialistische Wirtschaftsaufbau.

Putz, Ernst, Wer wandert aus? Flucht aus Rußland
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, 16 S., –, 10 M. Zu der von der gesamten bürgerliche Presse, einschließlich des „Vorwärts“, organisierten Hetze anlässlich der Auswanderung von Kulaken aus Sowjetrußland ist dieses Heftchen Aufklärungsmaterial. Wer wandert aus? Warum wandern die Kulaken aus? Die Kollektivierung der Landwirtschaft in Sowjetrußland, die Getreideaufbringung und Steuerüberlastung und eine Antwort auf die Aktion der deutschen Regierung „Brüder in Not“.

Richter, Harry, Brüder in Not
Verlag Thomas, Berlin NW 87, 16 S., –,20 M. Ebenfalls zur Frage der Kulakenauswanderung. Warum Millionen für die deutsch-russischen Großbauern und warum Einschränkung der Kinderspeisung für Arbeiterkinder in den Schulen?

2 Millionen von den Armen für die Reichen
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, 24 S., –,10 M. Eine Broschüre über die Finanzdiktatur Schachts und die Auswirkungen des Young-Planes.

Severings Kommunistengesetz
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, –,10 M. Enthält Erläuterungen zum neuen Republikenschutzgesetz, hauptsächlich der Bestimmungen über die Unterdrückung der Koalitionsfreiheit und gegen den Streik.

Faschismus ohne Maske
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, –, 20 M. Eine Analyse des Programms der Nationalsozialistischen deutschen Arbeiterpartei.

Massenkampf um Brot und Macht
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, –, 20 M. Merkers Rede auf dem Gewerkschaftsoppositions-kongreß über die Kämpfe der Arbeiterschaft um Lohn und Brot.

Not und Kampf der Arbeiterinnen
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, –,10 M. Herausgegeben vom Reichskomitee werktätiger Frauen.

Im Kampf um die Mehrheit der Arbeiterjugend
Verlag Junge Garde, Berlin, –, 20 M. Beschlüsse des 11. Verbandskongresses des Kommunistischen Jugend-Verbandes Deutschlands.

[16:] Sie stehlen dein Brot
Internationaler Arbeiter-Verlag, Berlin, –20 M. Eine Broschüre über den Zollwucher.

Seid bereit!
Der Ruf des 1. Internationalen Kinderkongresses an alle proletarischen Kinder, –,10 M.

Lenin, sämtliche Werke, Bd. 25

Verlag für Literatur und Politik, Berlin. Enthält Probleme der Weltrevolution. Unter anderem Diktatur des Proletariats, Radikalismus, Versuch einer populären Darstellung der marxistischen Strategie und Taktik, Ueber proletarische Kultur usw.

Kritzmann, Die heroische Periode der russischen Revolution

Verlag für Literatur und Politik, Berlin, 430 S., 5,50 M. Dieser Band 16 der marxistischen Bibliothek stellt den Versuch einer Analyse des Kriegskommunismus dar.

Arbeiteratlas, Bd. I, Imperialismus

Verlag für Literatur und Politik, Berlin, bei Vorausbestellung 8,- M., später 10,- M. Der erste Arbeiterweltatlas. Bearbeitet von A. Rado. Teil 2 Arbeiterbewegung, dem ein 3. Teil folgen soll: Sowjetrußland. Der Teil 1: Imperialismus erscheint Ende Februar 1930.

Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung

Carl Hoym, Hamburg, 364 S., etwa 3,- M, 5,- M. Eine neue Schriftenreihe, in der als erster Band Jaroslawski, Geschichte der WKP. erscheint.

Grinko, Fünfjahrplan

Verlag für Literatur und Politik, Berlin, 320 S., etwa 5,- M. Das erste größere Werk über den Fünfjahrplan der Sowjetunion, bearbeitet von dem Stellvertretenden Vorsitzenden der Planwirtschaftskommission. Mit diesem Buch haben wir eine Uebersicht über alle bisherigen und die jetzige Wirtschaftsgestaltung der Sowjetunion. Kritzmann behandelt in seinem Buch den „Kriegskommunismus“, Krischanowski in seinem Buch „Die Planwirtschaftsarbeit in der Sowjetunion“, die Zeit der „Nep“ und Grinko in seinem vorliegenden Buch die neueste Zeit, den „Fünfjahrplan“.

Kersten, Kurt, Bismarck und seine Zeit

Neuer Deutscher Verlag, Berlin, brosch. 4,- M, geb. 5,- M.

Brupbacher, Liebe

Neuer Deutscher Verlag, Berlin, kart. 0,80 M. Der bekannte Schweizer Arzt spricht in diesem Buch über Geschlechtsbeziehungen und Gebärzwang und kein Ende, Geschlechtspolitik.

Verantwortlich für die Rubrik „Neue Bücher“ Fritz Domning, Berlin C 25, Weydingerstraße 9

Die Verlage werden gebeten, Voranzeigen an diese Adresse zu senden.

*

[17:]

REGENTAGE IN LENINGRAD

JOHN DOS PASSOS

Der Zug lief in die Station ein und hielt. Eine mächtige Halle, in der tiefe Stille herrscht. Breite reine Asphalt-Bahnsteige, graues Eisenwerk, einige wenige Bahnbeamte und Gepäckträger. Hier, am Finnländischen Bahnhof, war es, wo Lenin seine ersten Reden gehalten hatte, als er aus der Verbannung heimkehrte, im russischen Oktober vor elf Jahren. Wie konnte es hier so ruhig sein? Ich hatte fest erwartet, in den grauen Mauern einen schwachen Widerhall eilender Füße zu hören, das Knattern der Maschinengewehre, gellende Stimmen: Alle Macht den Sowjets. Was das wirklich erst elf Jahre her?

Langsam fuhren wir durch die weiten Straßen unter einem tief herabhängenden grauen Himmel. In jeder Richtung breiten sich mächtige Fassaden, weiße Säulen, mattrote, blaue oder gelbe Stuckmauern – wie der Finnländische Bahnhof – rein, weit. Wie kann es so ruhig sein, wenn es doch erst elf Jahre her ist ...?

* * *

Wir waren eben aus den kahlen Steinkorridoren des Smolny-Instituts gekommen, jenem ungeheuren ebenmäßigen Gebäude, das ernst in den grauen Regen sah. Wir hatten den kleinen Raum gesehen, in dem Lenin gelebt und gearbeitet hatte, in der Zeit als die Bolschewiki im Namen der Arbeiter und Bauern die Macht ergriffen, ein ärmlicher Raum, wenige Stühle, ein Tisch, ein schmales Bett hinter

einem Verschlag. Wir gingen den Weg hinab und traten vor die Pforte wie im Traum. Elf Jahre ... und jetzt ist Smolny Geschichte, wie die Musik von Bach, wie die Pyramiden. Ich sann darüber, was wirklicher sei, das Smolny, dem ich noch einen letzten Blick zuwarf in dem endlos grauen nördlichen Regennachmittag oder das Smolny, das mir erstanden war durch das heiße Erz der Linotype von Reeds starker Reportage. Wir suchten einen Platz, um Tee zu trinken, und baten zwei junge Menschen um Auskunft, die sich auch noch einmal nach Smolny umgewandt hatten.

Die Frage nach dem Tee verlor für lange Zeit an Bedeutung vor all den Fragen nach Amerika, die sie uns stellten. Sie waren Kommunisten, Studenten der Universität Odessa, auf einer Studienreise der Narkompros in Leningrad. Smolny war für sie der Anfang von allem. Sie waren zu jung, um sich an das alte Rußland des Zaren zu erinnern, als Smolny noch ein Damenseminar für die Töchter des Adels war.

Zum Preisausschreiben der „Linkskurve“

Alle Einsendungen sind zu richten: An die Redaktion der „Linkskurve“.

Namen und Adresse nicht auf dem Manuskript angeben, sondern auf einem geschlossenen Briefumschlag mit Kennwort, weil die Manuskripte an die Kommission zur Begutachtung ohne Namen, nur mit Nummer weitergegeben werden. Manuskripte der Preiskonkurrenz werden erst nach Ablauf der Termine zurückgeschickt. Termine zur Einreichung sind:

| | |
|-------------------------|----------------------------|
| Für den Roman | bis zum 1. Oktober 1930. |
| Für das Theaterstück | bis zum 1. September 1930. |
| Für die Novelle | bis zum 1. Juni 1930. |
| Für die Kurzgeschichten | bis zum 1. Mai 1930. |

Durch die Prämiiierung wird weder Abdrucks- noch Aufführungsrecht erworben. Näheres in der Januarnummer der „Linkskurve“.

[18:] Ihnen schienen die Oktobertage so weit wie der Sturz der Bastille. Sie hatten zwei Jahre in der Roten Armee gedient und wollten Lehrer werden. Fast unvorstellbar war ihnen die kapitalistische Welt. Oktober, Smolny und Lenin sind für uns Zukunft, für sie die Grundlage ihrer Gewohnheiten, ihrer Gedanken, ihrer Lebensformen. Sich eine Zeit vorzustellen, in der der Marxismus noch nicht die Grundidee des Denkens war, ist ihnen fast so schwer wie amerikanischen Hochschülern, an dem unschätzbaren Wert der Monroedoktrin zu zweifeln.

„Warum,“ fragten sie immer wieder, „warum können die amerikanischen Arbeiter nicht verstehen, was wir wollen? Warum begreifen sie nicht, daß wir den Sozialismus aufbauen, daß wir für sie ebenso arbeiten, wie für uns selbst?“

Obwohl wir die Teestube fanden und dort lange saßen, wurde die Frage nicht beantwortet.

* * *

Als wir den Ford-Autobus bei Peterhof verlassen hatten, gingen wir durch tropfende Gärten unter einem grauen Himmel, wie in einem Märchen von Andersen, nach einer Seite den Blick auf das Baltische Meer, nach der andern auf eine Fülle sprühender Springbrunnen. Dann kamen wir an einen Palast aus roten Ziegeln im Stil des 18. Jahrhunderts. Dort schlüpfen wir in große Pantoffeln und schritten durch endlose Staatszimmer, die sorgfältig von Angestellten des Unterrichtsministeriums erhalten werden. Nach anderthalb Meilen königlicher Pracht waren wir befriedigt und verließen das Schloß durch eine Seitentür.

Dann gingen wir zu dem Erholungsheim der Leningrader Gewerkschaften, einem ungeheuren gotischen Gebäude, in dem früher die königlichen Ställe untergebracht waren. Einer der Aerzte vom Tagesdienst führte uns herum und lud uns zum Essen ein. Er war so erfüllt von seiner Arbeit, daß er von nichts anderem sprechen konnte. Er war nicht Parteimitglied, aber er hatte auch keine Privatpraxis, dazu hatte er gar keine Zeit. Er hatte kaum Zeit zum Essen und Schlafen, so viel hatte er zu tun. Er arbeitete in verschiedenen Krankenhäusern, inspizierte das Erholungsheim und einige kleinere Ne-

benhäuser, hielt Vorlesungen über Hygiene und populäre Medizin und besuchte die Leute, die bei ihrem Aufenthalt im Sanatorium einer besonderen Behandlung bedurften. Das Haus, das 3000 Besucher aufnehmen konnte und eine Kombination von Sanatorium und Sommerhotel war, wurde von den Mitgliedern der Leningrader Gewerkschaften benutzt. Das Ziel war, genug solcher Häuser zu haben, um allen Mitgliedern der Gewerkschaften die Möglichkeit zu geben, sich in jedem Sommer zwei Wochen zu erholen. Noch reichte der Platz nicht, aber es würde bald so weit sein.

Als wir aufbrachen, um den letzten Zug nach Leningrad zu erreichen, begleitete uns der verantwortliche Direktor des Erholungsheimes noch ein Stück Weges. Es war ein großer Mann mit ruhigem Gesicht und grauen Haaren, der vor der Revolution Bäcker gewesen war. Er ging mit langen Schritten neben uns und fragte, wie es uns gefallen hätte, ob es sauber wäre, ob wir das Essen für gut hielten, ob wir glaubten, daß die Leute dort eine schöne Zeit verbrächten. Dann bat er uns, ihn zu entschuldigen, er hätte noch zu arbeiten (er arbeitete 18 Stunden am Tag), umarmte meinen Begleiter, der Russe war, und schüttelte mir die Hand.

*

[19:]

DREI BERICHTIGUNGEN, DIE BERICHTIGT WERDEN

I

Werte Genossen,

in der Dezember-Nummer der „Linkskurve“ wurde eine Glosse „Bavaria – Freiheitsstatue“ veröffentlicht, auf deren unflätigen Ton ich nicht eingehen will. Sie haben gewiß in der „Weltbühne“, Nr. 1, meinen Aufsatz „Ankunft in Amerika“ gelesen und daraus ersehen, daß alle Zitate, die mir in der Glosse zugeschoben werden, frei erfunden sind. Es stimmt auch nicht, daß ich nach Amerika gefahren bin, um mich im PEN-Club oder gelegentlich von Theateraufführungen feiern zu lassen. Wahr ist vielmehr, daß mich der Internationale Arbeiter-Verband eingeladen hat, nach Amerika zu kommen, daß ich in etwa 35 Massenversammlungen vor deutschen und amerikanischen Arbeitern über die politische Situation in Deutschland und meine Eindrücke in Rußland gesprochen habe. Ich erwarte von Ihnen eine Richtigstellung.

Ernst Toller

Die Zitate, die Toller „zugeschoben“ wurden, waren nicht „frei erfunden“, vielmehr waren sie aus der amerikanischen Presse angeführt und von uns für bare Münze genommen worden, da sie, nach unserer Meinung, eben gut erfunden, d. h. auf Toller richtig zugeschnitten waren. Für unsere Einschätzung Tollers spielt das Angeführte fast gar keine Rolle. Hauptsache ist, daß wir alles, was ihm der amerikanische Lügewacker in den Mund legte, Toller ebenso seiner Vergangenheit wie seiner Gegenwart nach tatsächlich zutrauen.

II

Sehr geehrte Herren,

Sie zitieren einen Bericht über einen Vortragsabend, den ich in Breslau veranstaltet habe, und fragen: ob ich meinte, daß Karl Kraus erlaubte, daß man in der Pause seiner Vorlesungen eine Modenschau veranstaltet.

Ich möchte Ihnen antworten:

Natürlich nicht.

In Breslau hat nach allem, was ich weiß, keine Modenschau an meinem Abend stattgefunden; niemand hat um die Erlaubnis einer derartigen Veranstaltung nachgesucht; ich hätte den Frager ausgelacht.

Kein Bericht, kein Leserbrief erwähnt diese „Modenschau“. Ich glaube, daß Sie den Satz in dem Bericht so aufgefaßt haben, wie er gemeint ist. Wahrscheinlich ist es so gewesen, daß einige Damen

in neuen Kleidern herumgegangen sind und andere diese Kleider bewundernd glossiert haben, ein Vorgang, der mich nichts angeht und den Sie in jedem Theater beobachten können.

In der Pause, wo dies geschehen sein soll, waren Gesinnungsfreunde bei mir, mit denen ich über Politik gesprochen habe. Nachher habe ich mich allen „Einladungen“ pp. entzogen, um auch nicht von weitem den Anschein zu erwecken, als seien meine Abende gesellschaftliche Ereignisse.

Was das Programm angeht, dessen Auswahl der Kritiker bemängelt, so kann ich als Autor nicht entscheiden, was „meine besten Sachen“ sind. Wenn aber der Kritiker glaubt, ich hätte dem Publikum zuliebe gemildert, so tut er mir Unrecht. Nach meinen Notizen habe ich jenes Programm, das in Wiesbaden einen großen Krach hervorgerufen hat, in Breslau verschärft. Es gibt gewisse Gedichte und Aufsätze, die ich niemals öffentlich lese, weil ich mir nicht zutraue, sie wirkungsvoll zu lesen; andere, weil sie für das Auge und nicht für das Ohr geschrieben sind. In keinem Fall [20:] aber habe ich jemals Rücksicht auf das Publikum genommen, nie sind politische Schärfen irgendwelcher Art von mir bei den Vorlesungen unterschlagen worden.

Mit den besten Grüßen bin ich
Ihr sehr ergebener
Tucholsky

Tucholsky weiß sicherlich sehr gut, daß ein Schriftsteller einerseits für sein Publikum, andererseits für alle Mißverständnisse, die infolge seines öffentlichen Auftretens entstehen, verantwortlich ist. Die Zwiespältigkeit ist da: Tucholsky hat ein Publikum, dessen Vorhandensein vom proletarischen Kritiker, der in diesem Fall nicht gegen, sondern für Tucholsky eingenommen war, als Modeschau aufgefaßt werden konnte. Wir wissen nicht, ob das nicht ärger ist als eine tatsächliche Modeschau, die etwas, der Veranstaltung Angeklebtes wäre, wogegen das Publikum selbst als Modeschau uns als dieses dem Abend Zugehöriges erscheint. Im Zusammenhang mit diesem Publikum konnte der Kritiker eine Milderung des Tones heraushören, trotzdem der Ton verschärft war. Der proletarische Kritiker bleibt im Recht: wenn ein scharfer Ton auf weichtapezierte Wände fällt, so wird er zu einem geschwächten, in manchen Fällen sogar zu einem schwächlichen Ton.

III

„... die Rezension über ‚Des Kaisers Kuli‘ in der ‚Linkskurve‘ hat allerdings etwas vorbeigehauen. Denn bei der Besprechung eines Buches müßte doch immerhin die in dem Buch enthaltene Sache maßgebend sein. Ich habe in dem Buch ‚Des Kaisers Kuli‘ den Seekrieg geschildert und nicht die nachher in den Seestädten ausbrechende Revolution. Der Rezensent aber bedauert, daß ich Noske in dem Buch vergessen hatte. Noske ist in der Hochseeflotte gar nicht gewesen und konnte auch dort keine Rolle spielen. Die angesetzte Kritik wäre berechtigt, wenn ich einen Revolutionsroman geschrieben hätte, so aber ist sie falsch. Das ist bei dem Wert, den die ‚Linkskurve‘ beansprucht, bedauerlich.

Mit freundschaftlichen Grüßen
Theodor Plivier“

Nein, Genosse Plivier, die „Linkskurve“ hat nicht vorbeigehauen, als sie das Fehlen Noskes, d. h. der Rolle der Sozialdemokratie in „Des Kaisers Kulis“ als Fehler empfand. Den Inhalt eines Literaturwerkes macht nur teilweise die in ihm enthaltene Sache aus. Zum Inhalt gehört auch das im Werk Nichtenthaltene. An diesem Beispiel können wir ersehen, wie Form und Inhalt zusammenhängen. Ob ein Werk über S. M. Flotte mit den zuerst in Kiel wehenden roten Fahnen der Revolte oder mit dem späteren blutigen Banner der proletarischen Revolution endet, scheint nur eine Kompositionsfrage, d. h. also mehr eine Frage der Form zu sein, schlägt aber, wie man klar sieht, in eine Inhaltsfrage um. Zur Komposition des revolutionären Werkes gehört auch der revolutionäre Kampf der Kulis gegen Noske und Noskes Kampf gegen die proletarische Revolution. Vom nur-proletarischen, vom proletarisch-revoltierendem Standpunkt aus gesehen, darf das Buch dort enden, wo es jetzt tatsächlich endet. Vom proletarisch-revolutionären Gesichtspunkt betrachtet, gehört der von Noske niedergeschlagene Aufstand absolut zum Thema, zu jenem Thema, das in des „Kaisers Kuli“ gestaltet wurde.

Die Kritik von Neukrantz war nicht falsch, da sie den einzig richtigen bewußten, revolutionären Klassenstandpunkt einnahm. A. G.

*

[21:]

DIE ROLLE DER ARBEITERKORRESPONDENTIN

LISA ULLRICH

Die Arbeiterkorrespondenz ist für die revolutionäre Presse der Spiegel des proletarischen Lebens. Sie berichtet von den kleinen Nöten und Kämpfen des Alltags und wird zum Bindeglied des einzelnen mit der Masse.

Schon Lenin bezeichnete die Arbeiterkorrespondenz als einen äußerst wichtigen Weg, der zu beschreiten ist, um das wahre Gesicht des Betriebes zu erkennen.

In Deutschland entwickelte sich die Arbeiterkorrespondentenbewegung von Jahr zu Jahr in immer größerem Maße, die Arbeiterinnenkorrespondenz aber war bis vor wenigen Jahren in den Spalten der proletarischen Presse nur vereinzelt zu finden.

Erst in den letzten zwei Jahren sehen wir auch auf diesem Gebiet eine vorwärtsschreitende Entwicklung.

Besonders das letzte Jahr brachte gewaltige Fortschritte. In dem Maße, wie die Arbeiterin in den Betrieben, durch die verschärften Angriffe des Kapitals und durch die Führung der revolutionären Bewegung sich ihrer Rolle im Klassenkampf bewußt wurde, ist sie auch bestrebt, ihr Leben und ihren Kampf vor der gesamten Arbeiterschaft aufzuzeigen.

So gibt es heute schon keine Zeitung mehr, in der die Arbeiterkorrespondentin nicht vertreten wäre.

Im Laufe des letzten Jahres erschienen drei Broschüren, die ausschließlich aus den Berichten und Korrespondenzen der Arbeiterinnen zusammengestellt waren.*

Wir geben den Bericht einer Arbeiterkorrespondentin, der demnächst in einer Broschüre des Internationalen Arbeiterverlages erscheinen wird, wieder. Eine Metallarbeiterin schildert darin das Leben der Arbeiterinnen im rationalisierten Betriebe, wie es sich heute abspielt.

* * *

„Durch das Fließband haben die Kapitalisten die Arbeiterin zur Maschine gemacht. Durch die einseitige schematische Arbeit, durch denselben immer wiederkehrenden Handgriff, den die Arbeiterin leisten muß, bleibt immer ein und dieselbe Nervengruppe in Tätigkeit. Das bedeutet nach längerer Arbeit am Fließband Nervenzusammenbruch, Arbeitsunfähigkeit.“

Der Unternehmer will immer mehr Arbeitsleistung aus der Arbeiterin herausholen. Der Young-Plan, dieser internationale Hungerpakt, soll auf Kosten der Arbeiterschaft durchgeführt werden. Durch verbilligte Waren will der Kapitalist die Konkurrenz im Auslande schlagen. Er setzt nicht seinen Profitanteil herab, sondern den Lohn der Arbeiterin durch die Steigerung des Arbeitstempos und die Erhöhung der Preise.

In den Betrieben wird das Tempo des laufenden Bandes immer mehr erhöht; dann wird der Akkordpreis oder eine Prämie für erhöhte Leistungen festgesetzt. Der Unternehmer erreicht dadurch, daß die Arbeiterinnen sich gegenseitig antreiben, um die Prämie zu bekommen. In den meisten Betrieben setzt man die flinkeste Arbeiterin als erste an das Band. Diese Arbeiterinnen geben nun das Tempo an. Je mehr Arbeit sie in das Band hineingeben, um so mehr müssen sich die anderen beeilen, mitzukommen und das Band leer zu kriegen. Haben die Arbeiterinnen am Band sich eingearbeitet, schaffen sie die vorgeschriebene Stückzahl, so kommt der Kalkulator und setzt einen niedrigeren Preis fest. Die vorgeschriebene Stückzahl wird wieder erhöht.

* „Wenn Frauen erwachen“, erschienen im Februar 1929, „Frauen, kämpft für den Frieden“, erschienen im Juli 1929, „Not und Kampf der Arbeiterinnen“, erschienen am 2. Januar 1930.

Man wendet auch andere Tricks an. Man stellt das Band schneller ein, und wenn die Arbeiterinnen dagegen protestieren, so streitet man einfach ab, es schneller eingestellt zu haben. Zuweilen werden auch Arbeitskräfte vom [22:] Band herausgenommen, und die anderen müssen dieselbe Stückzahl schaffen. Damit versucht der Unternehmer die Arbeiterinnen gegeneinander auszuspielen. Leider kommt es noch häufig vor, daß die Arbeiterinnen sich gegenseitig antreiben und auf die Kolleginnen wütend sind, die mit dem Hetztempo nicht mitkommen, anstatt sich gemeinsam gegen die unmenschliche Ausbeutung zu wehren.

Wie sieht es nun mit den Pausen am Fließband aus? Wo 10-Minutenpausen bestanden, wurden sie gekürzt. In den meisten Betrieben ist eine Pause von fünf Minuten alle zwei Stunden eingeführt, die völlig unzureichend ist. Das zeigt ein Beispiel aus dem Lorenz-Betrieb, Berlin, M-Werk 2 (Ballonhülle). Die 40 Arbeiterinnen stürzen in den Pausen zu den neun Klosetts, wo sie anstehen müssen, wo sie höchstens zwei Minuten zur Verrichtung ihrer Notdurft Zeit haben oder gar infolge der kurzen Zeit zurück an das Band müssen, um weiter zwei Stunden sich abzuquälen.

Bei diesem Hetztempo, den viel zu kurzen Pausen, dem niedrigen Lohn, der der Arbeiterin es nicht ermöglicht, sich richtig zu ernähren, bricht sie in kurzer Zeit zusammen. In der AEG., Treptow, brachen im Oktober, abends um 10 Uhr, eine Stunde vor Feierabend, 20 Arbeiterinnen in der Radioabteilung infolge der wahnsinnigen Arbeitssteigerung ohnmächtig zusammen. Bei der Firma Lorenz werden täglich zwei bis drei Arbeiterinnen ohnmächtig hinausgetragen.

Wenn die Kolleginnen von der Fließbandarbeit nach Hause kommen, sind sie total erschöpft. Eine junge Kollegin erzählt:

„Mir ist es nicht möglich, abends die Zeitung zu lesen. Die Buchstaben tanzen vor meinen Augen, und wenn ich ins Licht blicke, so sehe ich lauter rote Kreise vor den Augen.“

Eine andere: „Wenn ich abends am Tisch sitze, so ist es immer, als wenn alle Gegenstände sich langsam bewegen. Es sieht so aus, als wenn alles läuft, wie am Band im Betrieb.“

Eine 26jährige Kollegin erzählt: „Wenn ich abends nach Hause komme, springt mir mein vierjähriger Junge entgegen und hat mich so viel zu fragen. Ich bin dann aber so gereizt, daß ich ihn anschnauze, er solle nicht immerzu fragen. Jedes Wort tut mir weh, das man zu mir spricht. Mein armer Junge hat keine Mutter mehr.“

Solche Beispiele könnte man zu Dutzenden anführen.

Zur Durchführung des Young-Planes verlangen die Unternehmer den Abbau der Krankenkassenleistungen. Wie sieht es heute mit der Krankenfürsorge aus? Eine Kollegin, die sehr blutarm ist, bittet den Arzt um ein blutbildendes Mittel. Der Arzt verschreibt ihr – billige Pillen gegen Kopfschmerzen.

Wenn die Arbeiterin vom Arzt krank geschrieben wird, so muß sie nach wenigen Tagen zum Vertrauensarzt und wird gesund geschrieben. Als eine Arbeiterin der AEG.-Brunnenstraße beim Arzt protestierte, sie sei noch gar nicht gesund, erklärte dieser: „Na ja, ein bißchen Nervenschwäche findet man heute bei jedem. Aber wenn Sie die Arbeit nicht vertragen können, suchen Sie sich doch eine leichtere.“ Von den paar Mark Krankengeld, die die Arbeiterin bekommt, kann sie sich natürlich nicht gesund pflegen. Und jetzt wird dazu noch ein Abbau des Krankengeldes geplant! Bleibt die Arbeiterin zu lange zu Hause, fliegt sie aufs Straßenpflaster; junge, kaum dem Kindesalter entwachsene Mädchen werden vom Unternehmer eingestellt.

Unter diesem Ausbeutersystem ist es nicht verwunderlich, daß eine Fließbandarbeiterin aus dem Lorenz-Betrieb, Tempelhof, auf dem Reichskongreß werktätiger Frauen erklärte: „Ich komme nicht aus einem Betrieb, ich komme aus einem Zuchthaus.“

Die Arbeiterinnen wollen nicht länger in Zuchthäusern arbeiten. Das zeigten die vielen Kämpfe der Arbeiterinnen der Betriebe in den letzten Monaten, das zeigte ihr Kampfeswille auf dem Frauenkongreß. Von den sozialfaschistischen Gewerkschaftsbürokraten aufs schmachlichste betrogen und ver-[23:]raten, schließen sie sich der revolutionären Gewerkschaftsopposition an. Die Arbeiterinnen machen sich die Forderungen der revolutionären Gewerkschaftsopposition zu eigen. Sie kämpfen gegen

die kapitalistischen Rationalisierungsmaßnahmen, gegen Massenentlassungen, für den Siebenstundentag, für zehn Minuten Pause stündlich am laufenden Band, für höhere Löhne.“

* * *

Solche und ähnliche Berichte von Arbeiterkorrespondentinnen geben einen tiefen Einblick in die Verhältnisse der Betriebe, sie lassen uns in alle Winkel der Fabriken schauen, wo sich der Kampf um ein Stück Brot abspielt. Sie holen alles Verborgene vor das Angesicht des Proletariats, sie rufen zur Sammlung, zum Kampf! Und aus diesen wahrheitsgetreuen, vorerst noch zum Teil primitiven Berichten wird eine immer bewußtere Gestaltung des Lebens und des Kampfes des revolutionären Proletariats. Und diese Gestaltung wird in ihrer zielklaren Entwicklung zum Bestandteil der proletarisch-revolutionären Literatur.

GLOSSEN – MITTEILUNGEN – BERICHTE

DIPLOMATIE DES TÄGLICHEN GESPRÄCHS

Ein Buch obigen Titels versichert dem Leser, mit jeder Situation durch ein geschicktes Gespräch fertig zu werden, sei es im Alltagsleben, in der Liebe oder beim Stellungssuchen.

Sind Sie erwerbslos, dann nutzen Sie diesen unerwarteten Urlaub gründlich mit unserer Methode aus. Gehen Sie den Ihnen nachstehend empfohlenen Weg. Gestatten Sie uns aber vorher eine notwendige Bemerkung:

Sie haben keinen Grund, Ihre Erwerbslosigkeit als einen Schicksalsschlag zu empfinden. Im Gegenteil: seien Sie froh, daß Ihnen das Leben wieder eine Chance gibt, sich – allerdings kaum ohne Zuhilfenahme unserer Methode – zu verändern. Noch mehr; Sie leben einfach, lernen wieder rechnen, machen Ihren weichlich gewordenen Körper widerstandsfähig und werden sich so des Vorteils bewußt, Nutznießer der genialsten Arbeitslosenversicherung der Welt zu sein.

Sie stehen früh auf und ersparen sich mit folgenden Sprachübungen das Frühstück:

„Mich interessiert die Arbeit, nicht der Lohn, mein Herr! – Tarife gehen mich nichts an, mein Herr! – Bei mir nur Arbeitseifer, keine Arbeitszeit, mein Herr! – Politik und Gewerkschaft, zwei Sachen, die ich hasse!“

Einstweilen genügen diese Sätze. Begeben Sie sich jetzt auf den Weg zum Nachweis und üben Sie folgendes:

„Noch keine Arbeit? Schadet nichts; ich warte gern. – Ausgesteuert? Großartig! Der Weg zur Zahlstelle war mir zuletzt sowieso schon lästig geworden.“

Lassen Sie sich nicht mit anderen Erwerbslosen oder sogar Ausschüssen ein. Wenden Sie auch hier (siehe unsere Methode II) den Satz an:

„Mit Proletariern habe ich nichts zu tun.“

Man wird bestimmt auf Sie aufmerksam. Gehen Sie mutig Ihren Weg nach unserer Methode. Achten Sie vor allem auf die Nachweisbeamten mit dem Abzeichen der heutigen Reichsfarben. Ist ein derartiger Beamter für Sie zuständig, so beginnen Sie folgendes Gespräch:

„Lese da eben im ‚Vorwärts‘, wie fabelhaft die Sozialdemokratische Partei unsere Sache gegen eine Welt von Feinden verteidigt. – Wir fühlen’s, dieses Hineinwachsen in den Sozialismus ...“

Fragt Sie der Beamte, ob Sie Parteigenosse wären, so antworten Sie ohne Zögern und mit einem gewissen Stolz:

„Vor kurzem eingetreten, Genosse – wenn Sie gestatten, daß ich Sie hier so anrede.“

Der Titel „Genosse“ ist aber gewagt und wir überlassen es Ihrem [24:] Takt, den richtigen Ton zu finden. Haben Sie ihn, dann begeistern Sie sich an dem Verhalten der Ministergenossen, erledigen

den Bolschewismus und reden von den zu erwartenden Erfolgen der SPD. Nach diesen Worten haben Sie gewonnen. Wir sind davon überzeugt, daß Sie keine Woche mehr ohne Arbeit bleiben.

Alles weitere ist nicht mehr unsere Sache. Würde, Ehre, Mandat, wem verdanken Sie alles? Ihrer Arbeitslosigkeit und unserer Methode. Carl

*

BEI OSSIETZKY ZU LESEN:

Die KPD., weißt du, mit der ist wirklich nichts anzufangen. Jahrelang hat sie immer nur Nein gesagt, trotzdem wurde sie keine Regierungspartei. Sie ist auch dogmatisch. Was der Moskauer Heilige Stuhl sagt, ist für sie Befehl. Das einzige, was die KPD. am Leben hält, ist die Dummheit der Zörgiebels. Na, und die ewigen Spaltungen! Sie kämpfen untereinander um den Leninismus, als ob da Gott weiß was los wäre und der eine -ismus nicht gerade so langweilig wäre wie der andere. Es dämmert ihnen nicht im Traume, daß Menschen wichtiger sind als Lehrsätze. Ist die KPD. duldsam, wie sie sein sollte? Im Gegenteil. Sie ist unduldsam, Ist sie elastisch und schmiegsam? Nein, sie ist doktrinär. Ist sie wenigstens radikal genug? I wo! Sie ist von einer primitiven Radikalität, die schon jeder radikale Bürger längst hinter sich hat. Ist sie eine bewegliche Apostelgemeinde, wie die unseres HERRN Jesu eine gewesen? Ach, sie ist eine Kirche geworden, nur hat sie den Karl Marx statt des lieben Gottes eingesetzt. Sie ist nicht beweglich, sie ist nicht geöffnet für den Geist, sie verlangt Lippenbekenntnisse, sie ist exklusiv. Sie bewundert dooferweise die russischen Bolschewiken, dafür aber will sie mit den deutschen Sozialdemokraten nicht zusammengehen. Absolute Geschmacklosigkeit: Lenin gefällt ihr, Hermann Müller nicht! Und ihre Presse: uch, diese Ruppigkeit! Von geistiger Elastizität keine Rede. Stalin denkt für alle. Käme einer, der wirklich Bescheid wüßte, und würde ihr ein Zusammengehen mit den Sozialdemokraten raten, rate mal, was er bekäme? Pferdeäppel bekäme der. Was sind das überhaupt für Katzbalgereien? Hahnenkämpfe sind das, bei Gott, und wenn man bedenkt, daß die Parteifunktionäre Monatsgehälter bekommen, dann weiß man schon das Wichtigste über die Angelegenheit.

So, jetzt hätten wir's heraus. Ich sag' Dir, Genosse Redakteur, daß ich mit diesen Sympathisierenden nicht ein bißchen sympathisiere.

*

EIN GALLIGER GALLIER

Er heißt Henri Guilbeaux und ist genau so langweilig, als ob er Heinrich Gilbow hieße. Er ist ein langjähriger Märtyrer, da irgendein stockdummes, französisches Militärgericht ihn zum Tode verurteilt hat. Das Gericht hielt ihn für einen Kommunisten. Er übernahm diesen Irrtum, und trotzdem er nie etwas anderes. als ein Reisender in deutsch-französischer Verbrüderung gewesen ist, schlug er nach dem Krieg als Kommunist das Rad. Jetzt freut er sich, daß so viel deutsche Bücher ins Französische und so viel französische ins Deutsche übersetzt werden. Hat er nicht auch Verdienste? Doch, doch! Er schreibt: „Der Verfasser dieses Artikels – er meint sich selbst, Henri Guilbeaux – kann sich dazu nur beglückwünschen, war er doch der erste, der während der Ruhrbesetzung 1923 in französischer Sprache einen Vortrag an der Berliner Universität hielt über die Tendenzen der modernen französischen Literatur.“ Das ist sicherlich sehr wichtig. Er ist kein Renegat. Er ist z. B. besorgt, daß die geistige Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland eine Einschränkung der deutschen Begeisterung für russische Kunst zur Folge haben könnte. Würde das eintreten, so wäre es schlimm. Denn „die stupide Demagogie der Sowjetbürokraten, die nichts mehr mit Lenin und Marx gemein hat, macht die Intellektuellen verantwortlich für alles Uebel, an dem Rußland leidet“. Er ist schlau. Er fragt: Was sagen Kläber und Becher dazu, daß die „Humanité“, das Organ der KPF., den Roman „Krieg“ vom Genossen Renn für eine „trockene und, sagen wir es ruhig, – widerspenstig verstopfte Angelegenheit“ hält. Und da [25:] wird er sich wundern. Kläber und Becher sagen nichts dazu. Auch Renn tut dasselbe. Was sagt nun Henri Guilbeaux dazu?

*

GEFALLENER METEOR

Max Barthel hat schon lange aufgehört, ein Dichter, ein Arbeiterdichter zu sein. Seine Kraft schöpfte er aus der Kraft des vorstürmenden Proletariats. Heute ist er steril: er trinkt aus den trüben Quellen sozialdemokratischer Ideologie. Selbst die Form zerbröckelt ihm in den Fingern.

Im Jahre 1921 war er über ein halbes Jahr Gast der Sowjetunion. Zwei Jahre später war er einige Monate in Astrachan. Er fuhr von Moskau nach Omsk, von Omsk nach Minsk, in den Ural und ans Schwarze Meer. Er sah Hunger und Elend des Kriegskommunismus, die Triebe der NEP. und die schiefen Wege gewandter Karrieristen. Aber er hat auch die kleine, zerfetzte rote Fahne auf einem Blockhaus im sibirischen Schnee gesehen. Damals schrieb er seine Berichte: „Vom roten Moskau zum Schwarzen Meer“; „Reise in den Ural“. Damals schrieb er: „Wir, die wir in Epochen denken gelernt haben, sehen über Hunger und Elend unseren Weg und unser Ziel“.

Heute hat er „Seelenfett angesetzt“. Heute hat er sich eine Brille von Stampfer auf die Nase gesetzt und einen Roman über seine russische Reise geschrieben: „Blockhaus an der Wolga“.

Ueber diesem Blockhaus weht keine rote Fahne. Aus allen Fenstern hat Max Barthel die internationalen Fähnchen der Sowjetfeinde gesteckt. Er, der heute in den Gedankengängen revisionistischer Weltbetrachtung denken gelernt hat, sieht über Hunger und Rückständigkeit in der RSFSR. von 1921 nichts anderes mehr, als eine blutige Fratze: die Tscheka, die in der „Hoffnungslosigkeit des Beginns“ dem Volke statt Brot Spiele gibt. Das Rußland, das Barthel heute zeichnet, sieht genau so aus, wie es die Redaktion des „Vorwärts“ braucht: schwarzes Brot, Korruption, Unterdrückung, Judenhetze, Tschekaspionage überall, Propagandareden, Mord und Not. Zwar spürt er heute noch in seinen verkalkten Adern den „hinreißen Rhythmus der Macht“. Aber: „Auf was gründete sich diese Macht? Auf der Opferbereitschaft eines ganzen Volkes und auch auf der dunklen Tiefe, in der die politische Polizei arbeitete“. Sonst nichts, Max Barthel? Nein, sonst nichts. Drum wendet sich der einst so begeisterte Gast noch nachträglich mit Grausen: „Wenn du siehst, wie wenig sich die Menschen verändert haben, und wie oft die Attrappe als neues Leben ausgegeben wird, da sehnst du dich doch nach Deutschland zurück“.

Und wird nicht rot vor Scham, wenn er dieses Bekenntnis vor deutschen Arbeitern ablegt, über denen die Schatten Noskes und Zörgiebels, seiner Parteigenossen, geistern!

„Blockhaus an der Wolga“ eignet sich vorzüglich, um die Spalten des sozialdemokratischen „Abend“ zu füllen. Es ist direkt für ihn geschrieben. Soll man da noch Kritik üben? Ueberlassen wir die Max Barthel selber:

„Er (Glarus-Barthel) ließ sich Tinte, Feder und Papier geben und saß über seinem Bericht („Blockhaus an der Wolga“), in dem sich Dichtung und Wahrheit glühend verschmolzen“.

Aber der Wahrheit war weniger.

Das kann man beweisen.

Felix

*

EIN RENEGAT ÜBER PROLETARISCHE DICHTUNG

Umrahmt von lächerlich verschnörkelten oder zu lächerlichen Niedlichkeiten degradierten proletarischen Kampfgesängen versuchte am 9. Januar im Lehrervereinshaus Dr. Karl Schröder auf Veranlassung des Bildungsausschusses der SPD. die Frage: „Was ist proletarische Dichtung?“ zu beantworten, ohne sich dabei allzu sehr in Gegensatz zu der heillos verbürgerlichten Ideologie der Zörgiebel-Partei zu setzen.

Wüßte man nicht, daß sich der ehemalige Spartakusmann Schröder, später einer der Mitbegründer der KAPD., der sich im Jahre 1924 glücklich zur SPD. durchmauserte, und jetzt Leiter des Sozialdemokratischen „Bücherkreises“ ist, ausgiebig in [26:] allen politischen und literarischen Gewässern der Jetztzeit auskennt, könnte man angesichts seiner scheinradikalen Ausführungen über proletari-

sche Dichtung leicht geneigt sein, in ihm einen „reinen Toren“ zu sehen, der nur zufällig in die üble Gesellschaft sozialfaschistischer Demagogen geraten ist.

Doch Schröder ist alles andere als ein reiner Tor. Er ist im Gegenteil einer der wenigen im sozialfaschistischen Lager, die klar erkennen, daß man mit der unverbindlich in die „bessere Zukunft“ träumenden Seelenlyrik eines Barthels, Brögers oder Lersch heute keine Berge mehr versetzen kann. Zwar vertritt auch Schröder die Forderung der „zukunftsweisenden Dichtung“ in der bewußt unkonkreten Form derjenigen opportunistischen Literaten und Literaturtheoretiker, die es sich mit der „Völkerbefreienden“ nicht verderben wollen. Man kennt diese lichtscheuen Gestalten zur Genüge! In allen Feuilletonspalten der sozialfaschistischen Presse, im kastrierten „Wahren Jakob“ und in sonstigen Erbauungsschriften für Klassenkämpfer a. D. lagern sie ihre scheinradikalen Mätzchen ab.

P. Kast

*

EIN NEUES PROGRAMM FÜR REVOLUTIONÄRE SCHRIFTSTELLER

Michael Gold in „New Masses“ (Januarheft 1930) schreibt:

Vor etwa zwei Monaten konstituierte sich hier in New York der John-Reed-Klub. Er umfaßt eine kleine Gruppe von Schriftstellern, Künstlern, Bildhauern, Musikern und Tänzern, die revolutionäre Tendenzen vertreten.

In mehreren Zusammenkünften wurden Pläne für unsere praktische Arbeit diskutiert. Bei der nächsten Zusammenkunft werde ich folgendes Programm vorschlagen:

Daß jeder Schriftsteller der Gruppe sich einer bestimmten Industrie eingliedern muß. Er muß sich einige Jahre innerhalb und in der nächsten Nähe dieser Industrie bewegen, sie von jedem Gesichtspunkt aus studieren, ein Sachverständiger der Industrie werden, so daß er, wenn er über diese Industrie schreibt, dies wie ein zu ihr Gehöriger, nicht wie ein bürgerlicher intellektueller Beobachter tut.

Er soll bei den Veröffentlichungen über Streiks usw. tätig mitwirken. Er wird dann seine Wurzeln in der Wirklichkeit haben. Er wird sich spezialisieren müssen, weil dies eine Quelle der Kraft ist.

Es wird uns möglich sein, über das ganze Land hinweg eine Körperschaft von Schriftstellern aufzubauen, von denen ein jeder eine Industrie gründlich kennt. Die Grundlage hierfür ist bereits geschaffen. Ed. Falkowski war von Kindheit an Bergarbeiter und entstammt einer Bergarbeiterfamilie. Er schreibt gut. Martin Russak hat denselben Untergrund in der Textilindustrie; er ist ein Schriftsteller von wirklicher Qualität. H. H. Lewis ist Farmer, er ist durchaus vertraut mit den Problemen der armen Pächter des mittleren Westens. Joe Kalar war jahrelang Holzarbeiter. Sie sind nicht die einzigen.

Wenn alle diese Schriftsteller sich ihrer einzigen Aufgabe in der heutigen Welt bewußt werden, wird es in naher Zukunft möglich sein, die „New Masses“ auf der Basis der Betriebe aufzubauen.

An Stelle einer Reihe von Mitarbeitern, die sich aus dem vagen, wurzellosen Völkchen zusammensetzt, das sich Schriftsteller nennt, werden wir einen Stab von Arbeiterkorrespondenten haben, deren Funktion es sein wird, jeden Monat in Form von Prosa, in Gedichten, Theaterstücken und Satiren über die Ereignisse in allen Zweigen der amerikanischen Industrie zu berichten.

So würde unser Magazin erst eine organische Funktion erhalten und unsere Leser hätten etwas Tatsächliches, mit dem sie sich auseinandersetzen können. Es wäre auch ein Hilfsmittel für die Schriftsteller, um ihre Energie in den geraden, schnellen Kanal der Erfahrung zu leiten. Jede Industrie bietet einem Schriftsteller Stoff genug für ein ganzes Leben.

Wenn wir dies vollbringen, werden wir etwas Neues – etwas in der Geschichte des Schrifttums noch nicht Dagewesenes schaffen. Wir werden [27:] nicht Zola nachahmen. Zola war ein großer Pionier, aber er blieb immer der Berichterstatter. Wir müssen aber darüber hinausgehen, wir müssen ein Teil des industriellen Lebens selbst, wir müssen die Zunge der Arbeiterklasse werden.

* * *

Diese Zeilen, die in mancher Beziehung noch unklar sind, zeigen dennoch, wie überall in der Welt heute proletarische Schriftsteller ihr Gesicht dem Betriebe zuwenden und die Verbindung mit der Masse suchen. Auch in diesen Zeilen liegt Bekenntnis und Wille jener neuen proletarisch revolutionären Literatur, die elementar und siegreich den Platz der untergehenden bürgerlichen Literatur einnehmen wird.

*

SOZIALDEMOKRATISCHE GESCHÄFTSPOLITIK

Dieser Brief der Geraer Volksbuchhandlung an den Greifen-Verlag ist interessant genug, um ihn der Öffentlichkeit zu übergeben.

Die Geraer Volksbuchhandlung schreibt:

„Wir bezogen am 21. September 1928 von Ihnen zwei Grünberg ‚Brennende Ruhr‘. Dieses Buch haben wir einer genauen Prüfung unterzogen, wie alle Neueingänge. Mußten leider feststellen, daß die 409 Seiten dieses Bandes eine einzige Kette schamlosester Verächtlichmachung der Sozialdemokratischen Partei und ihrer Führer darstellen. Daß aus einer kommunistischen Feder in vielen Fällen nur Pamphlete gegen unsere Partei fließen, wissen wir ja, daß aber ein derartiges Machwerk gerade in Ihrem Verlag erscheinen mußte, erfüllt uns mit Erstaunen, ja geradezu mit Entsetzen. Bisher konnten wir Bücher, die bei Ihnen erschienen, ungelesen bestellen, wir wußten, der Greifen-Verlag verlegt nur wirklich Gutes. Aber nach dieser Erfahrung können wir nur noch mit größtem Mißtrauen Ihren Neuerscheinungen gegenüberstehen. Wir sind der Meinung, daß Sie ruhig den sozialistischen Buchhandlungen etwas Rechnung tragen konnten, zumal doch fast alle unsere Parteigeschäfte als gute Vertriebsstellen für Ihre Erzeugnisse in Frage kamen. Wir selber haben annähernd 100 Hodann ‚Geschlecht und Liebe‘ abgesetzt, abgesehen von all den anderen Ausgaben.

Für die Zukunft werden wir uns jedoch anders einstellen müssen, da nicht nur der Schreiber derartiger Hetzwerke versucht, unsere Partei zu schädigen, sondern mit ihm der Verleger, der diese Art Literatur herausgibt.“

*

EIN DESERTEUR

Mitteilung der RAPP. (Bund der proletarischen Schriftsteller Rußlands)

Der Schriftsteller W. Panskij-Ssoljkskij fuhr vor einem Jahr, nachdem er von der Sowjetregierung Geld zur Heilung seines Asthmas erhalten hatte, ins Ausland, um sich dort einer Kur zu unterziehen. Er sollte in sechs oder acht Wochen wieder zurückkehren. Nachdem einige Monate vergangen waren, erkundigte sich die RAPP., deren Mitglied Panskij-Ssoljkskij war, offiziell über die Ursachen der Verzögerung seiner Rückreise. Ssoljkskij erwiderte in einem ausführlichen Briefe, daß sein Zustand sehr ernst sei und seine Behandlung längere Zeit in Anspruch nehmen werde. Ein ärztliches Zeugnis war diesem Schreiben beigelegt. Die Krankheit störte aber diesen betriebsamen Schriftsteller nicht, Filmstücke zu schreiben und sie im Auslande zu verkaufen.

Vor einigen Tagen erhielten wir einen Brief von Ssoljkskij, in dem er mitteilt, daß er krankheitshalber aus der Partei austrete. Er teilt auch mit, er wisse nicht, wann er nach Sowjetrußland zurückkehren würde. Herr Ssoljkskij versucht in dem Brief, den er an die Mitglieder der RAPP. schreibt, seinen Verrat und sein Desertieren mit seiner Krankheit zu rechtfertigen.

„Ich beabsichtige selbstverständlich nicht, dieser Angelegenheit wegen viel Lärm zu schlagen“, erklärt Herr Ssoljkskij. Er hofft, diese schmutzige Geschichte in aller Stille zu vertuschen, er will keine Öffentlichkeit, er will in feigster und dreckigster Weise auskneifen.

[28:] Er „will keinen Lärm schlagen“. Vielleicht spricht Herr Ssoljkskij von einem anderen „Lärm“; vielleicht will er uns glauben machen, daß er weißgardistischen Zeitungen keine Verleumdungen über Sowjetrußland verkaufen werde?

Vielleicht will Herr Ssoljkskij uns überzeugen, daß er ein „edler“ Verräter und Deserteur sei?

Ist es wirklich so, so bemüht sich Herr Ssoljskij ganz vergebens. Käufliche Artikelchen und „Entlarvungen“ käuflicher Schmierfinken, die das Land der proletarischen Diktatur gegen faschistische Demokratie eingetauscht haben, rufen nur Ekel und Verachtung hervor. Den Herren Bessedowskijs glauben nicht einmal jene, die sie bezahlen.

Herr Ssoljskij ist krank.

Setzen aber hunderttausende Parteiarbeiter, deren Gesundheit in den Jahren der Illegalität, des Bürgerkrieges, der Zertrümmerung nachher vollständig zerrüttet wurde, ihre unmenschlich intensive Arbeit in unserem Lande nicht weiter fort? Kann überhaupt Krankheit ein Grund sein, aus der Partei auszutreten? Kann man wegen einer Krankheit Verräter am proletarischen Staate werden und im Auslande bleiben?

Nein, seine Krankheit nützt Herr Ssoljskij nur aus, um sein schmutziges, nur eigenen Vorteilen dienendes Desertieren zu verdecken.

Herr Ssoljskij kann ruhig den „Edlen“ spielen und zu beweisen versuchen, daß er „nicht so ist wie die anderen“ – für uns ist sein Name ebenso verächtlich wie die Namen Bessedowskijs und Badjanows, der käuflichen Schurken, die in das feindliche Lager überliefen.

Moskau, den 23. Dezember 1929
Sekretariat der RAPP

*

SPD-NIEDERTRACHT

Im Neuen Deutschen Verlag ist ein Buch erschienen „Die dritte Front“ von Willi Münzenberg. Ein hervorragendes Kampfbuch, ein Buch, das ein Stück Geschichte der Arbeiterbewegung in der Form persönlicher Erinnerung zu bieten weiß. Mit Recht sagt Fritz Brupbacher im Vorwort: „Es ist das klassische Buch des neuen Arbeitertypus, der auf den Typus August Bebel folgte.“

Meine Gewerkschaftszeitung „Deutscher Verkehrsbund“ (Januar 1930) hat es ausnahmsweise einmal für nötig erachtet, ein Buch des Neuen Deutschen Verlages zu „besprechen“. Ja, der Herr Rezensent ist sogar derartig stolz auf seinen eigenen Dreck, daß er ihn sogar signierte. Diese Zeilen sind so ungemein charakteristisch für die gesamte politische Haltung dieses Blättchens einer „freien“ Gewerkschaft, daß ich es für nötig erachte, sie breiten Kreisen mitzuteilen:

Literatur:

„Die dritte Front“ von Willi Münzenberg. Neuer Deutscher Verlag.

Willis Werdegang vom proletarischen Jungen bis zum Hugenberg der KPD. Im ganzen also die Schilderung des Unterganges eines Klassenbewußtseins durch die Lockungen eines Bourgeoisiedaseins. L.

Wahrhaftig, dreckiger geht es nimmer! Diese Sudelei wird nicht verhindern, daß „Die dritte Front“ eine Massenaufgabe erleben wird.

K. O.

*

„VATERLANDSLOSE GESELLEN“

Wie war das eigentlich damals: Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche! Was machten denn da die Arbeiter, die Proleten? Nicht die Ebert-Scheidemann, die zu „ihrem Kaiser gingen“. Die anderen, Grauen, Unbekannten. Die Tausende, die auf das Signal der Sozialdemokratie Parteien, um die Betriebe stillzulegen, um auf die Straße zu gehen, um das „Nieder mit dem Krieg“ in den wie eine Säure um sich fressenden Wahnsinn des Massenmords zu schleudern?!

Wo steht denn das bei Remarque, bei Ludendorff, bei den prominenten „Berichterstatlern“ der Geschichte?

Ganz still und ohne Sensationsreklame hat uns ein Arbeiter ein Buch auf den Tisch gelegt: So, Genosse, so war es, genau so – und das andere ist alles gelogen. So war es draußen im Felde, so war

es zu Hause bei unseren Frauen und Kindern, so war es in den reformistischen sozialpatriotischen Gewerkschaften, so war es bei dem Munitionsarbeiterstreik 1917 und so [29:] 1918, als wir noch Waffen und rote Fahnen in den Fäusten hielten.

Einer von Hunderttausenden, der Metallarbeiter Hans Betzold, erzählt seine Geschichte von 1914 bis 1918, Wie es anfang, wie auf den Straßen Regimentsfahnen und Militärmusik rauschten und die Arbeiter schon fühlten und wußten, daß die Führer der Sozialdemokratischen Partei derweil an der Generalstafel des Großen Hauptquartiers das Proletariat verrieten. Hans Betzold wurde eingezogen. Das Maschinengewehr 08 ist eine Waffe, und wer dahinter steht, ein Affe ...! Die Vorgesetzten lauten: Gefreiter, Unteroffizier, Sergeant, Vizewachtmeister, Feldwebelleutnant, Leutnant ...!

Der Name Karl Liebknecht taucht auf. Hans wird reklamiert. Krupp, Rumplerwerke. Der erste Hungerstreik. So, so waren die Diskussionen mit den sozialdemokratischen Verrätern in den Gewerkschaftsabteilungen. Polizei zerschlägt die erste Hungerdemonstration. Wieder an die Front. Frauen wandern wieder in die Granatfabriken, an deren Mauern die Gewerkschaften Zettel kleben lassen:

Wer heute feiert, statt zu schaffen,
Der läßt den Feind herein ins Land.
Der schlägt den Brüdern Wehr und Waffen
Als feiger Hundsfott aus der Hand!

Aber der Name Liebknecht wird in der Sozialdemokratischen Partei zur Standarte. Die Spaltung bereitet sich vor. Und endlich, als sich die Armee in voller Auflösung befindet, die Front zusammenbricht, beginnt die Periode der Soldatenräte. Hans Betzold, der unbekannte Soldat des Krieges und der Revolution, marschiert mit den Arbeitern von Siemens, AEG., Schwartzkopff usw. durch die Straßen Berlins. „Rot ist das Tuch, das wir entrollen ...“

* * *

Zwischen Feierabend und Morgengrauen mag dieses Buch eines Arbeiters in langen Nächten schwerer, mühsamer Arbeit entstanden sein. Keine verwirrenden Sprachexperimente. Aber in seiner einfachen, kristallinen Gedankenklarheit zur wirksamsten eindringlichen Form gestaltet. Wie eine Fahneninschrift schreibt der Autor allen Verleumdern Karl Liebknechts zum Trotz tapfer als Titel auf das Buch: „Vaterlandslose Gesellen“! (Agis-Verlag, Wien-Berlin.)

Und wenn es noch jemand gegeben hat, der glaubte, daß das Proletariat in seiner gegenwärtigen Epoche keine eigene proletarisch-revolutionäre Literatur hervorbringen könne, der hole sich dieses Buch von Adam Scharrer, lese es und begreife, daß der Stahl unseres revolutionären Willens, diese Literatur zu schaffen, durch das Buch „Vaterlandslose Gesellen“ aufs neue gehärtet worden ist!

Klaus Neukrantz

*

AGNES SMEDLEY: EINE FRAU ALLEIN

(Frankfurter Sozietätsdruckerei)

Eine proletarische Frau aus dem westlichen Amerika, unweit der mexikanischen Grenze, erzählt ihren Lebensgang. Sie schildert das lebendige Leben, die Wirklichkeit ihrer eigenen Entwicklung. Aus der Darstellung des persönlichen Lebensschicksals aber erstet ein Proletarierdasein unter den besonderen Verhältnissen des kleinen Farmers und der Kleinstadtbevölkerung des amerikanischen Westens. Auf der Suche nach einer Existenzmöglichkeit ziehen die Smedleys ihren Elendsweg. Eine Farmerfamilie mit ihrer Kinderschar, die sich ewig abrackernde Mutter, die Schlafburschen ins Haus nimmt oder einen kleinen Wäschereibetrieb aufmacht. Nie reicht es zum nackten Dasein. Und dann noch Helen, die Schwester der Mutter, die ihren Körper verkauft; aus dessen Erlös aber alles stammt, was sie und die Geschwister an Kleidern und Schuhwerk besitzen.

Aus solchem Erleben formt sich Agnes Smedleys Bewußtsein. In dramatischer Steigerung sind die Elemente hingesezt, so daß die alltäglichen Erlebnisse zur Erkenntnis der abgrundtiefen Klassen-

scheidung innerhalb der bestehenden Gesellschaftsordnung führen. „Kohlen sind teuer, Menschen billig ...“ heißt eine Kapitelüberschrift. Wer in Bergwerksgebieten lebt, kennt die Schrecken der Grubenexplosionen, die oft ihre Ursache in ungenügenden Lüftungs-[30:]anlagen haben; hier aber werden unmittelbar nach der Explosion die Luftschächte abgeschlossen: mögen die Kumpels dort unten qualvoll verrecken – die Kohlenfelder sind gerettet!

Eine neue aufwühlende Erfahrung für Agnes Smedley ist ihre Einlieferung ins Neuyorker Gefängnis, weil sie, während die amerikanischen Legionen nach Frankreich verschifft werden, in enge Verbindung zu den in Neuyork lebenden indischen Freiheitskämpfern getreten ist. „Meine Augen wanderten von der Wunde Talvar Singhs zu den stählernen Handfesseln, und da erzählt mir der Beamte, ich sei eine weiße Frau! Wie meine Mutter, die unter der Erde lag ... wie Helen ... wie all die Helens und die Mütter meiner Klasse.“

Mit diesem Hauptthema – der Formung des proletarischen Selbstbewußtseins, verpflichtet sich ein anderes: der Durst nach Wissen und Kenntnissen, der Agnes Smedley vorwärtstreibt – von der Schulbank weg in die Schulstube, wo sie, selbst noch ein Kind, mexikanischen Jugendlichen das Elementarwissen vermittelt, dann an die Schreibmaschine, ins Kontor, auf die Universität, in die Redaktionsstube und dann wieder als Berichterstatterin, mitten ins Leben, in den Hafen von Neuyork, wo unbedeckte Kähne mit Müll lagern, die die Gegend verpesten und Gesundheit und Leben der Einwohner gefährden. Die Kähne dürfen aber nicht aufs Meer hinausgeschleppt werden – weil draußen vor dem Hafen gerade die internationalen Yachttrennen stattfinden!

Noch fehlt es Agnes Smedley an jener letzten Konsequenz wirklich produktiven und revolutionären Schaffens. Häufig unterliegt sie dem persönlichen Eindruck geistig hochstehender Menschen, die wohl ferne Sympathien für den Befreiungskampf des Proletariats haben, ihn aber nicht als ihre eigene Sache auffassen und führen.

R. R.

*

LENIN, SÄMTLICHE WERKE

Nach der zweiten durchgesehenen und ergänzten russischen Auflage. Einzig vom Lenin-Institut, Moskau, autorisierte Ausgabe. Verlag für Literatur und Politik.

Unser Leitaufsatz „Ein neues Blutbad“ ist (mit Kürzungen) entnommen dem Band VII der „Sämtlichen Werke“. Wir werden in der nächsten Nummer eine ausführliche Würdigung der Gesamtausgabe bringen.

*

ERNST OTTAWALT: RUHE UND ORDNUNG.

(Malik-Verlag, Berlin, 307 S. 2,80 M.)

In zweiundzwanzig Kapiteln erzählt ein junger Mensch seine Erlebnisse innerhalb eines Jahrfünfts, beginnend mit dem 9. November 1918. Was dieser junge Ottwalt erlebt, haben mit ihm, neben ihm, Tausende erlebt, aber aufgeschrieben, wahrheitsgetreu und unverfälscht aufgeschrieben, hat es nur der eine. Es gibt wohl Bürgerkriegserinnerungen von nationalen Landsknechten, aber sie sind zurecht frisiert, mit mehr „Wacht am Rhein“ als Schnaps angefüllt und daher verlogen. Ottwalt schämt sich nicht, zu bekennen, daß er fünf Jahre lang ein Tier war, ein Tier unter Tieren, ein aktiver Bazillus der nationalen Pest, dessen Leben sich zwischen Saufen, Huren und Arbeiterabkillen bewegte und dessen nationales Glaubensbekenntnis aus den zweihundertzweiundzwanzig Wirtinnenversen und anderen Zoten bestand. Bestand und besteht, denn die faschistische Seuche wütet noch heute dank Hitler und Hugenberg in der Heimat des sehend gewordenen Ernst Ottwalt. Seine Sprache ist schlicht, einfach, manchmal unbeholfen, aber gerade das nimmt für das Buch und seinen Verfasser ein. Wie dieser die Provokationsattentate der Landjäger oder die Ermordung des Kommunisten Mersburg schildert, bleibt in der Erinnerung haften. Er beschreibt das Sterben seines Freundes Sparr oder seine eigene Spitzeltätigkeit innerhalb des Proletariats, die Reihe der „Spitzel und Mörder, Huren und Säufer, geld-[31:]gierigen Offiziere, fetten Bürger, die nichts als fressen wollen, Pastoren, die Demut predigen

und in frömmelndem Hochmut ersticken, Lehrern, denen das Gesicht am Genick sitzt, die nur rückwärts sehen und sich begeistern an Dingen, die nicht mehr da sind“. Dieser Roman ist ein revolutionäres und ein spannendes Buch.

F. G.

*

HEIMWEHRJUSTIZ UND SPOe

Im Lande der Musterpartei der II. Internationale, im Lande der SPOe., hat ein Arbeiter einen Heimwehfaschisten „verfluchter Hahnenschwänzler“ genannt. Und der Mann, der das gewagt hatte, bekam einen guten Schuß aus einer guten Pistole und war tot.

Der Heimwehfaschist war ein Herr Ingenieur, der sich „in gerechter Notwehr“ befunden hatte, der Getötete aber war – wie sagte doch der Herr Staatsanwalt – nur ein Holzarbeiter und übel beleumundet. Und einen „übel Beleumundeten“ tot zu schießen, das ist eine Gottestat.

Der Vorsitzende des Gerichts, der Herr Oberlandesgerichtsrat, ist selbst Heimwehrkommandant. Und wenn die Heimwehren aufmarschieren, marschiert er eben mit. – Und ihm gar Befangenheit vorzuwerfen, wäre strafbar.

Wenn Arbeiter gegen die Verfassungsreform in Oesterreich demonstrieren, wenn sie sich weigern, ein Gesetz anzuerkennen, das Streiks als Terror bestraft, das sie zu Sklaven jener Fabrikherren machen soll, die die Hakenkreuzheimwehren und die sozialdemokratischen Bonzen bezahlen, – dann wagen es die Heimwehrbanditen und ihre Hakenkreuzfiliale nicht, gegen die „Roten“ aufzutreten, – in Stockerau und Wiener-Neustadt lernte das weiße Gesindel Arbeiterfäuste kennen, – dann marschiert der sozialdemokratische Schutzbund gegen die Arbeiter auf, im Namen der „Sicherheit“ der österreichischen „Volksrepublik“. Und weil der Schutzbund marschiert, – das ist die Logik der Geschichte, dürfen Heimwehrlere Arbeiter ermorden, um nachher von Heimwehrichtern freigesprochen zu werden.

J. D.

*

ASSOZIATION REVOLUTIONÄRER BILDENDER KÜNSTLER

(Hauptgeschäftsstelle: Max Keilson, Berlin NO 55, Zelterstr. 58 a.)

Anfragen und Auskünfte in den einzelnen Ortsgruppen sind an folgende Adressen zu richten:

Köln a.Rh.: Peter Pfaffenholz, Köln-Vingst, Hinter dem Heßgarten 2.

Essen: Rich. Malin, Essen, Spichernstraße 10.

Königsberg i. Pr.: Hans Preuß, Königsberg i. Pr., Kalthöfstraße 37 c.

Halle: Martin Knauth, Halle a.d.S., Landwehrstr. 3.

Leipzig: Gregor M. Kallenbach, Leipzig C1, Roßplatz 7. Atelier 74.

Hamburg: Otto Gröllmann, Hamburg 33, Wiesendamm 15.

BERLIN

Arbeitsplan für die Zeit vom 25. Januar bis Ende März 1930

25.1.: Mitgliederversammlung.

9.2. bis 14.2.: Arbeitswoche zur Ausstellung im Pschorr-Haus (Ifa).

15.2. bis 15.3.: Ifa-Schau. Einrichtung eines ständigen Dienstes an unserem Stand. In dieser Zeit zwei Veranstaltungen mit dem Thema „Künstler und Kunstaustellungen“ und „Ist Kunst Ware?“ Referent und Zeit werden noch bekanntgegeben. Außerdem eine gemeinsame Kundgebung mit proletarischen Schriftstellern.

26.2.: Mitgliedervers. im Nollendorfkasino, 8 Uhr.

26. 3.: Mitgliedervers. im Nollendorfkasino, 8 Uhr.

Jeden Montag von 6-7 Uhr Sprechstunde unserer Organisation im Büro der „Ilfa“, Burgstr. 28, 5 Treppen. Telephon in dieser Zeit Berolina 4766.

In Hamburg findet eine öffentliche Versammlung statt. Bericht in der nächsten Nummer.

In Königsberg Diskussionsabend.

Die Ortsgruppen werden aufgefordert, ihren Arbeitsplan für die kommenden Monate an uns einzusenden.

*

[32:]

BUND PROLETARISCH-REVOLUTIONÄRER SCHRIFTSTELLER DEUTSCHLANDS

Sekretariat: Berlin-Lichtenberg, Kielblockstr. 1a I. Sprechzeit: Nur Dienstags 11-3, Freitags von 16-19 Uhr. Postscheckkonto: Karl Paul Körner, Berlin, Nr. 50359. Telephon: E5, Lichtenberg 3308.

BUNDESTAG

Wie unseren Mitgliedern bereits bekanntgegeben wurde, mußte der Bundestag wegen unvorhergesehener Schwierigkeiten verschoben werden.

BUNDESVORSTAND

Die Wahlen des Bundesvorstandes für das Jahr 1930 haben folgendes Resultat ergeben:

1. Vorsitzender: Joh. R. Becher
2. Vorsitzender: Paul Körner
3. Vorsitzender: Karl Grünberg
1. Schriftführer: Georg W. Pijet
2. Schriftführer: Kurt Steffen
1. Sekretär: Ludwig Renn
2. Sekretär: Berta Lask
- Kassierer: Willy Adam
1. Beisitzer: Alexander Abusch
2. Beisitzer: K. A. Wittfogel
3. Beisitzer: Kurt Peterson

Leiter der Arbeitsgemeinschaften: Andor Gabor

BERLIN

Die Berliner Ortsgruppe hat im Laufe des Monats Januar drei Veranstaltungen, die in jeder Beziehung erfolgreich waren, durchgeführt: Am 11. die Nachtvorstellung des sowjetrussischen Kulturfilms „Turksib“, bei der der Regisseur Viktor Turin selbst das Wort ergriff. Am 21. die Lenin-Liebknicht-Luxemburg-Feier, bei der aus den Werken Lenins, Liebknichts, Luxemburgs gelesen wurde. Am 24. wurde in Gemeinschaft mit der Roten Hilfe Deutschlands ein proletarischer Kunstabend veranstaltet, in dessen Mittelpunkt die Kampagne gegen die Drangsalierung des in der Festung Gollnow inhalieren proletarisch-revolutionären Schriftstellers Paul Körner stand.

Der Kursus für Elementarprobleme des Marxismus findet im Monat Februar unter Leitung von K. A. Wittfogel jeden Montag im „Frankfurter Hof“, Frankfurter Allee 312, statt. Fahrverbindungen: Omnibus 19 und 21, Straßenbahn 68, 69, 76, 4, 5 und 8. Ringbahnhof Frankfurter Allee.

Die Mitgliederversammlung des Bundes findet am Freitag, dem 7. Februar, abends 8 Uhr, im Lokal Schlie, Weidenweg 68, nahe dem Baltenplatz, statt.

DRESDEN

Für die Dresdener Ortsgruppe sind sämtliche Zuschriften zu richten an Rudi Blazeck, Dresden-A. I., Ammenstraße 75, bei Rubal.

Referenten werden im Sekretariat des Bundes proletarisch-revolutionärer Schriftsteller angefordert.

Wir ersuchen alle unsere Mitglieder, über Referate oder Vorträge, die sie, wo immer, gehalten haben, mit einer Postkarte das Sekretariat des Bundes nachträglich zu benachrichtigen. Das Thema und die Zahl der Zuhörer soll angegeben werden. Etwaige Bemerkungen über dabei gemachte Erfahrungen würden ebenfalls wünschenswert sein.

„Die Linkskurve“ erscheint am 1. jeden Monats. Das Einzelheft kostet 30 Pf., das Jahresabonnement 3,- M. Sie wird im Auftrag des Bundes der proletarisch-revolutionären Schriftsteller Deutschlands herausgegeben von Johannes R. Becher, Andor Gabor, Kurt Kläber, Erich Weinert und Ludwig Renn. Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Renn (Arnold Vieth-Golßenau), Berlin-Lichtenberg, Kielblockstr. 1a I. Verlag: Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28. Alle Manuskripte an die Redaktion der „Linkskurve“, Berlin-Lichtenberg, Kielblockstr. 1a I.

Alle Anzeigen und Beschwerden an die „Linkskurve“, Internationaler Arbeiterverlag, Berlin C25. Gedruckt: „Peuvag“, Filiale Friedrichstadt-Druckerei. Berlin C 25, Kleine Alexanderstraße 28.